Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 14 1937

Erscheint vierzehntägig ★ Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg. frei Haus

Die Enkelkinder

Aufnahme: Atlantic-Photo

Inhalts-Uebersicht

Das Dorf und seine Schule
Von Albrecht Schäfer
Seite 472

★

Wer ist ein Verschwender?
Von Wilhelm Martens
Seite 475

★

Sprechbilder. Von Käthe Altwallstädt
Seite 477

★

Zufall oder ... Von E. K. Menz
Seite 479

★

Das große Los. Von Paula Koenig
Seite 481

★

Hilfe bei den Schularbeiten
Von Edmund Fischer
Seite 483

★

Wie Kinder ihre Zukunft sehen
Von Albert Schöllenbach
Seite 486

★

Bildergrüße unserer Leser
Seite 490

★

Wenn mein Vater nicht gewesen wäre
Von Fischer-Mohsdorf
Seite 491

★

Herzen in Not
Novelle von Henrich Hansen
Seite 494

★

Elternsorgen
Eine Mutter spricht zur Mutter
Seite 497

★

Amtliche Mitteilungen
Seite 470 und 502

★

Kurzweil am Feierabend
Seite 503

★

Was können unsere Kinder werden?

Gefährliche Berufe für Unberufene
Von Dr. Hans Hajek
Seite 499

★

Die Chemotechnikerin
Seite 500

★

Amtliche Mitteilungen

Fahrpreisermäßigung für erholungsbedürftige Schulkinder

Erholungsbedürftigen Schulkindern minderbemittelter Volksgenossen gewährt die Reichsbahn auch in diesem Jahre wieder während der Sommerferien bedeutende Fahrpreisermäßigungen. Die Fahrtkosten verringern sich auf ein Viertel des normalen Fahrpreises. Der Kilometer kostet 1 Pfennig. Dazu kommen nur drei Zehntel des ermäßigten Betrages als Verwaltungsunkosten. Wenn Geschwister unter 10 Jahren gemeinsam fahren, wird eine weitere Ermäßigung gewährt. Zwei Kinder bezahlen dann zusammen den Fahrpreis eines Kindes über 10 Jahren. Die Fahrten können in alle Teile des Reiches gehen. Es werden Sammeltransporte zusammengestellt, in denen Kinder unter Aufsicht Erwachsener reisen können. Die Eltern der Kinder dürfen in diesen Zügen nicht mitfahren. Das Reiseziel kann beliebig gewählt werden, so daß die Kinder zu dem ermäßigten Fahrpreis zu Verwandten oder Bekannten fahren können. Die Anträge für derartige verbilligte Ferienfahrten können bei den Schuljugendwaltern der Schule gestellt werden. Sie erteilen auch alle anderen Auskünfte.

Professor Dr. Raabe kündigt »Künstlerisches Naturschutzgesetz« an

Der Präsident der Reichsmusikkammer, Prof. Dr. Peter Raabe, sprach zum Beginn des Sommersemesters der Staatlichen Hochschule für Musik in Weimar. U. a. berichtete er über die Arbeit eines Ausschusses, der sich mit der Behandlung zeitgemäßer Fragen beschäftigt. So werde jetzt an der Schaffung einer Art künstlerischen Naturschutzgesetzes gearbeitet. Es solle z. B. bei Bearbeitungen darauf gesehen werden, daß sie wesensgleich erfolgen. Ferner solle verhütet werden, daß Aufführungen am falschen Ort erfolgen. So werde der Rundfunk z. B. in Wirtschaften sehr mißbraucht. Auch gegen entstellende Musikwiedergaben — etwa der Pilgerchor als Jazz — solle ein Schutz geschaffen werden.

Schule und Jungvolkdienst

Die drei Regierungspräsidenten in Potsdam, Frankfurt a. O. und Schneidemühl haben angeordnet, daß nach Aufhebung des Staatsjugendtages nunmehr wieder zwei Tage in jeder Woche für den Dienst des Jungvolks aufgabenfrei zu halten sind. Diese Verfügung stützt sich auf den bekannten Erlaß des Preußischen Unterrichtsministers aus dem Jahre 1933, welcher vor Einführung des Staatsjugendtages Geltung hatte. Entsprechend dieser Verfügung werden nunmehr der Mittwoch und der Sonnabend einer jeden Woche in der Kurmark und in der Grenzmark aufgabenfrei sein.

Tanzverbot für Jugendliche bis zum 17. Lebensjahre in Sachsen

Der Reichsstatthalter in Sachsen hat die Verordnung über Tanzvergnügungen vom Jahre 1922 dahingehend abgeändert, daß das Alter, bis zu dessen Erreichen den Jugendlichen der Zutritt zu den öffentlichen Tanzvergnügungen

Fortsetzung auf Seite 502

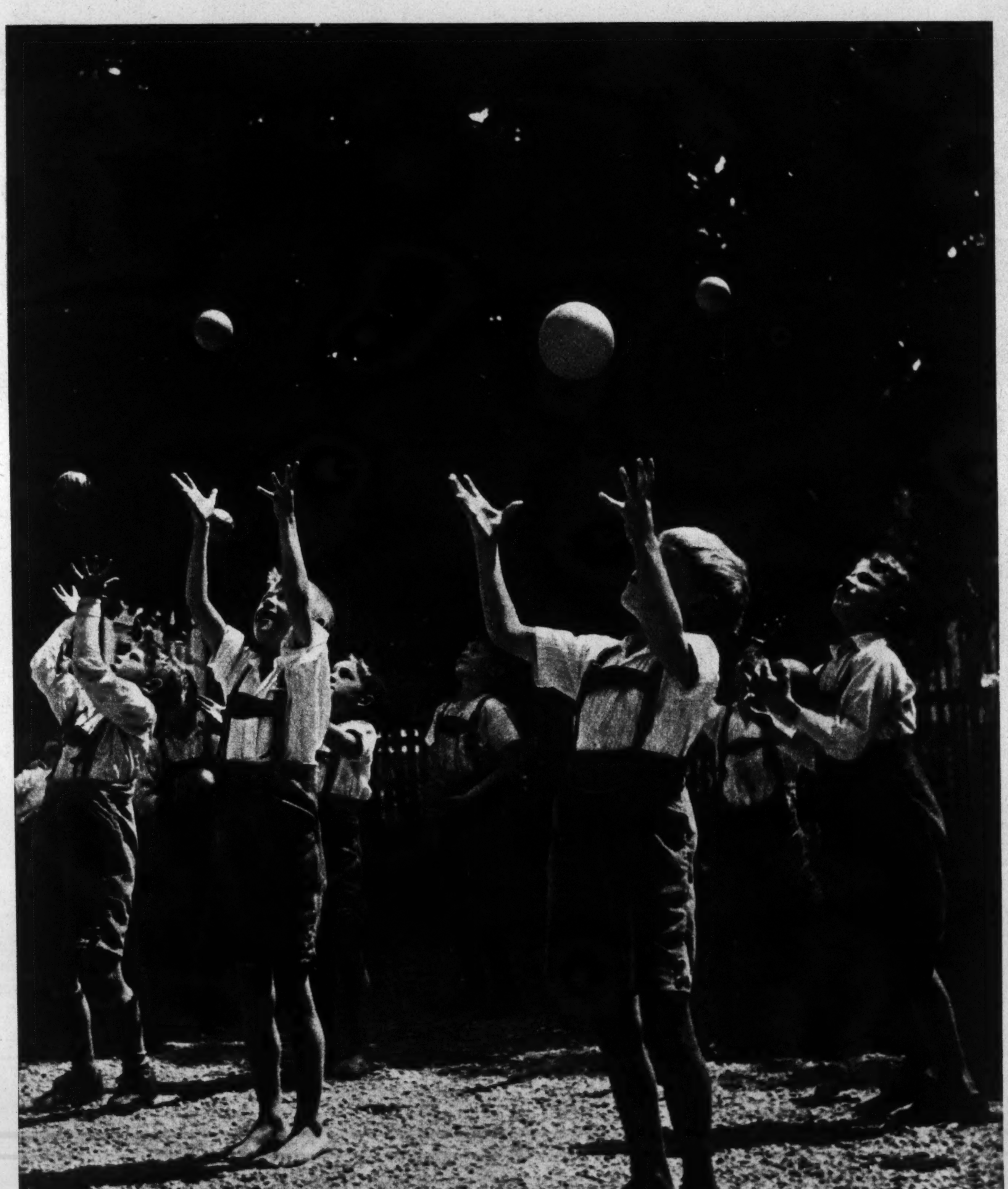
»Kampf dem Verderb«

Von den 1½ Milliarden Reichsmark, die jährlich an Verbrauchsgütern in Deutschland verderben, entfällt etwa die Hälfte auf die Haushaltungen, öffentlichen und gewerblichen Küchen. Die wenigsten Hausfrauen mögen bewußt Nahrungsmittel verderben lassen, aber gerade die bisher nicht beachtete Sorgfalt bei der Verwendung von Lebensmitteln ist es, die durch die Aktion, „Kampf dem Verderb" erreicht werden soll. Das Bild zeigt an einem Beispiel, wie es sich in der gesamten deutschen Volkswirtschaft auswirkt, wenn in den 17 Millionen deutschen Haushaltungen jeweils wöchentlich nur eine Scheibe Brot vertrocknet und in den Mülleimer wandert. Das dadurch verdorbene Getreide bedarf 4500 Eisenbahnwaggons, also 45 Güterzüge mit je 100 Wagen, um die dadurch verlorene Menge Getreide zu befördern.

Reichs-Elternwarte

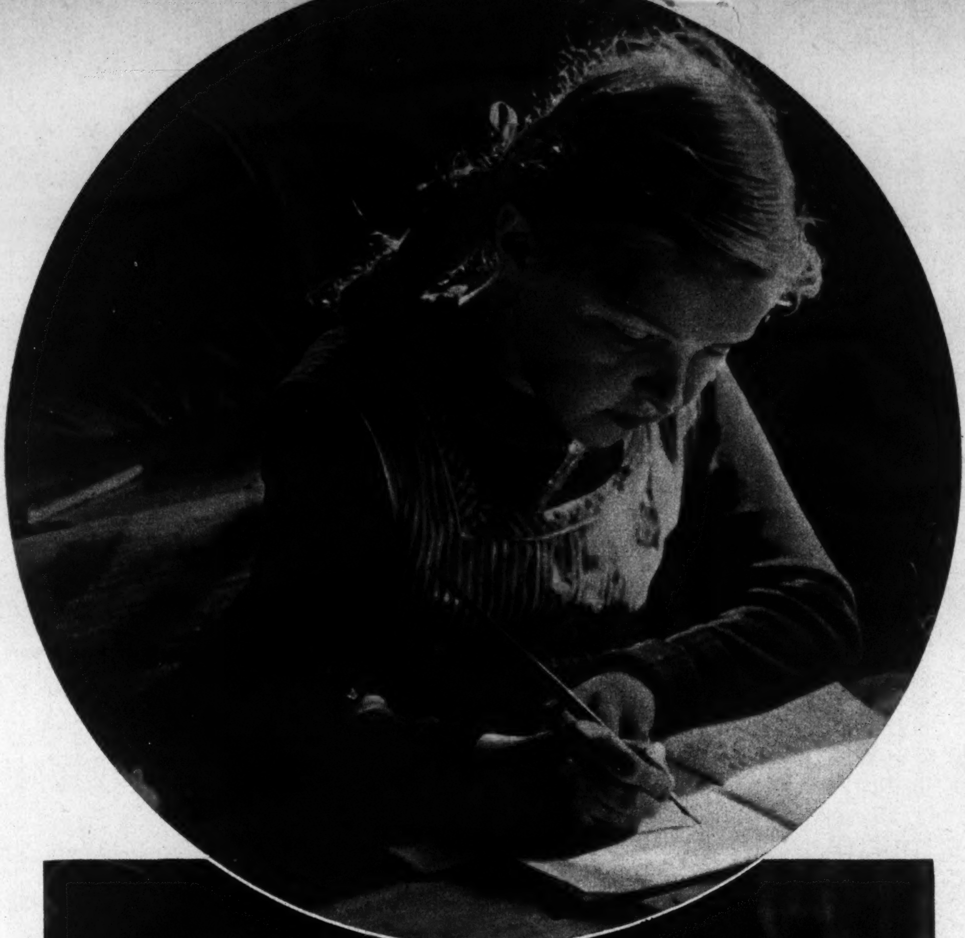
Heft 14 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Ballfangen

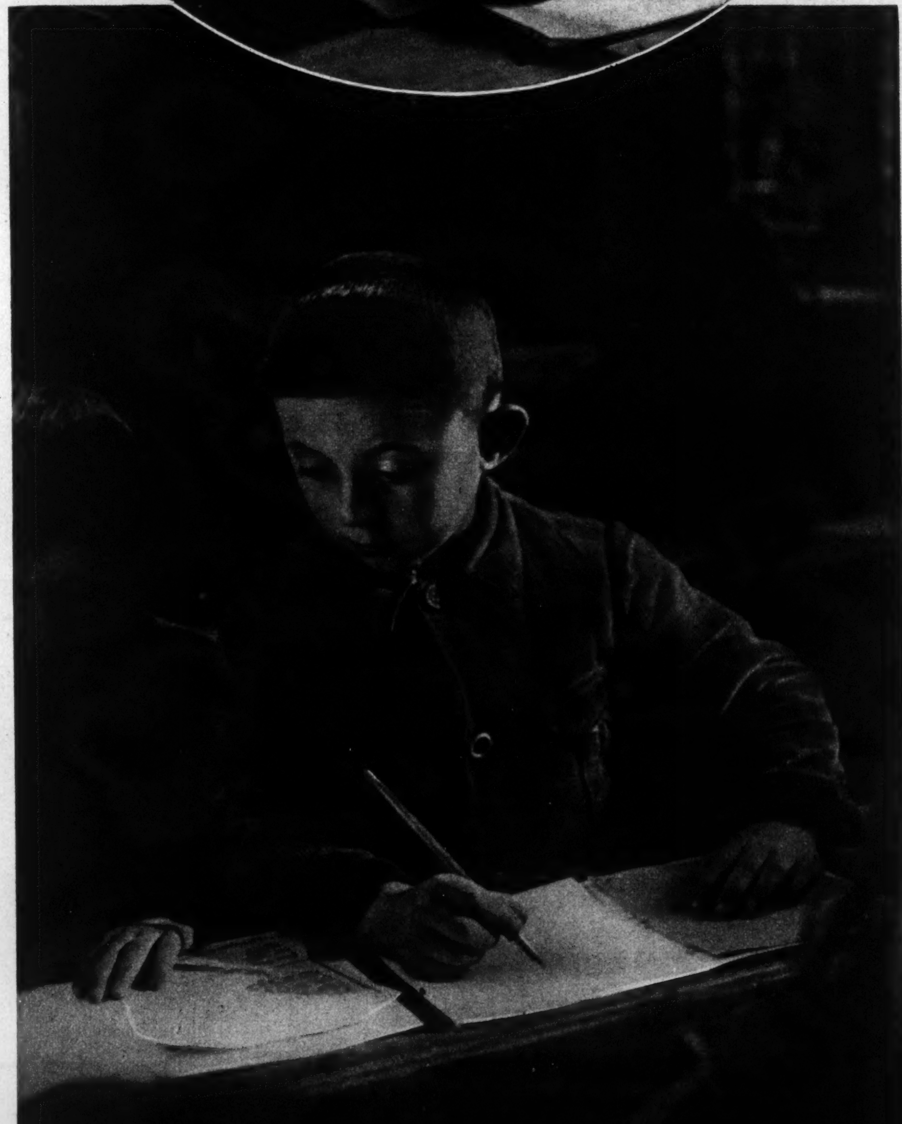
Aufnahme:
F. Baumeister



Das Dorf und seine Schule

Von Albrecht Schäfer

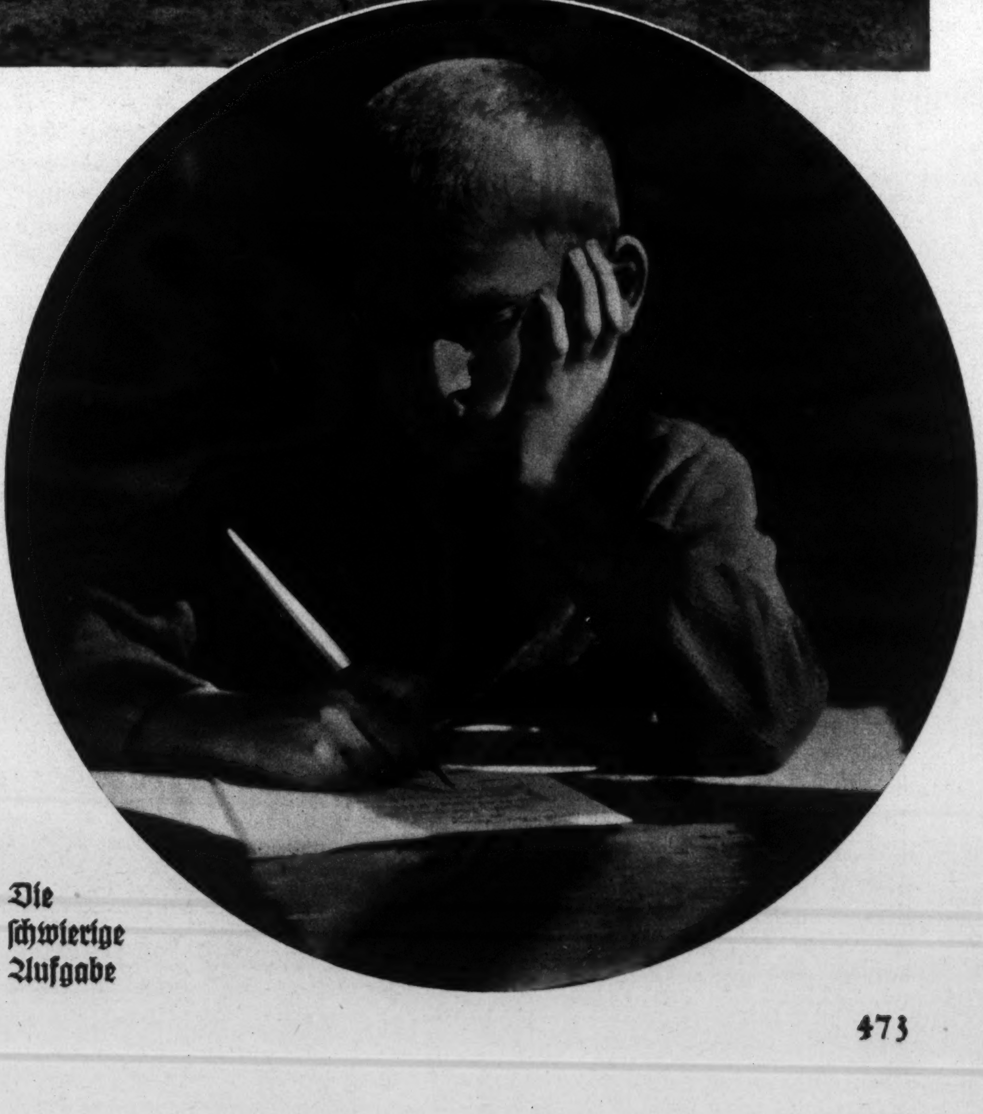
Aufnahmen: Welzel (3), Atlantic-Photo (1)



„Was hat man schon von seinen Kindern!?“ entrüstet sich Frau Lehmhöfel. „Solange sie klein waren, hat man sich mit ihnen herumplacken müssen, und nun, da sie größer geworden sind und einem zur Hand gehen könnten, nimmt sie die Schule in Anspruch! Vormittags müssen sie zum Unterricht, und am Nachmittag, wenn sie mit auf das Feld gehen sollen, um Rüben zu verziehen oder Disteln zu stechen oder Kartoffeln zu hacken, dann haben sie Schularbeiten zu machen. Heute ist's ein Aufsatz, morgen sind's Rechenaufgaben und übermorgen ist's ein Dorfplan, den sie zeichnen sollen. Zur richtigen Arbeit auf dem Acker, im Garten oder auf dem Hofe, wo man sie so dringend gebraucht — denn wer kann sich denn einen Knecht oder ein Mädchen halten? — da haben sie nie Zeit. Und kommen sie mal ohne Arbeiten zur Schule, dann setzt es dort was. Dann müssen sie nachbleiben oder zum nächsten Tag gar das doppelte Pensum erledigen! Es ist so, als ob der Lehrer gar kein Einsehen hat, als ob er gar nicht weiß, wie sehr wir auf die Hilfe und Mitarbeit unserer Kinder angewiesen sind. Er tut so, als ob er aus jedem Jungen einen Professor machen müßte und aus jedem Mädel eine studierte Dame. Dabei sollen unsere Kinder

nur Bauern und Bauernfrauen werden wie wir. Was soll da die ganze Gelehrsamkeit! Das, was sie mal zu schreiben und zu rechnen haben, können sie längst. Viel wichtiger ist, daß sie richtig arbeiten lernen."

Frau Lehmhöfel ist eine Büdnersfrau, und bei einem Sonntagnachmittagsplausch mit der Nachbarin hat sie ihrem Herzen Luft gemacht. Die Nachbarin hat ihr zugestimmt und dann von den früheren Zeiten erzählt, da *sie* noch zur Schule ging. Da hätten die Kinder viel weniger Unterricht gehabt als heute, da hätte es der Lehrer mit den Schularbeiten auch nicht so genau genommen. Aber das käme daher, weil er selber Land gehabt hätte, fast soviel wie eine halbe Bauernwirtschaft. Und da hätte er natürlich gewußt, wie dem Bauern und besonders dem Kleinbauern zumute ist, und wie sehr er die Hilfe seiner Kinder braucht. Aber die neuen Lehrer, die wüßten nichts davon. Und mit was für seltsamen und unnützen Dingen sich die Jun-



Die schwierige Aufgabe

gen und Mädel heutzutage in der Schule abquälen müßten! Ihr Ludwig, der frage Vater und Mutter und Großvater und Großmutter schon seit Wochen die Seele aus dem Leib nach ihren Vorfahren, und wie es früher hier ausgesehen habe. Er habe schon ein ganzes Buch davon vollgeschrieben. Und neulich, da habe er dem Vater einen Vortrag über künstliche Düngung gehalten und von Stickstoff und Phosphor und anderem gelehrten Zeug geredet, das er in der Schule gelernt hat. Der Vater habe nur den Kopf schütteln können über das alles, womit den Jungen in der Schule heutzutage der Kopf verkeilt wird.

„Nur zu komisch, daß unsere Kinder eigentlich gern zur Schule gehen und so gar keine Angst vor dem Lehrer haben und über die Schularbeiten viel weniger schimpfen, als wir es einst taten!“ stellen die beiden Frauen zum Abschluß ihrer Unterhaltung mit ehrlichem Erstaunen fest. —

Wir wissen, daß die beiden Frauen die Dinge ein wenig übertrieben haben. So arg ist es ja mit den Schularbeiten und mit der Beanspruchung der Kinder durch die Schule nun doch nicht, wie Frau Lehmhöfel es schildert. Und ganz und gar stimmt es nicht, daß der heutige Lehrer kein Verständnis für die Sorgen und Nöte der Bauern hat. Wir wollen den alten Dorfkantor vergangener Zeiten nicht in seinen Verdiensten schmälern — riesengroß ist die Arbeit, die er als Kulturträger und -bringer auf seinem Dorfe geleistet hat — aber wir dürfen es ehrlich behaupten, daß die heutige Landschule und ihre Lehrer ihre Arbeit viel *bewußter* auf den Bauern und seine Bedürfnisse einstellen, wie es in früheren Zeiten der Fall war. Auch, wenn das nicht immer von der Landbevölkerung verstanden und das Treiben in der Schule als neumodischer Kram kritisch betrachtet oder gar abgelehnt wird.

Was will denn die heutige Schule? Sie will *Heimatschule* sein. Sie will den werdenden Menschen die Heimat verstehen lehren, will ihn die Heimat erleben lassen und ihn für den Daseinskampf in der Heimat ausrüsten. Ausrüsten mit einer unendlichen Liebe zur Heimat, aber auch mit dem Wissen und Können, das nötig ist, um in dem heutigen Wirtschaftskampf, in dem der deutsche Bauer auf vorderstem Posten steht, siegreich bleiben zu können.

Alle wissen wir, daß es nicht mehr angeht, nach Großvaters Methoden den Acker zu bebauen. Soll dieser das Letzte hergeben — und das *muß* er, um für das Heimatvolk das tägliche Brot zu schaffen — dann muß mit einer Vollkommenheit gewirtschaftet werden, die menschlich vermeidbare Fehlschläge ausschließt. Darum genügt es für den heutigen Bauern nicht, daß er das kleine Einmaleins beherrscht und lesen und schreiben kann: das Landkind muß schon durch die Schule befähigt werden, in seinem späteren Beruf Höchstleistungen zu erzielen.

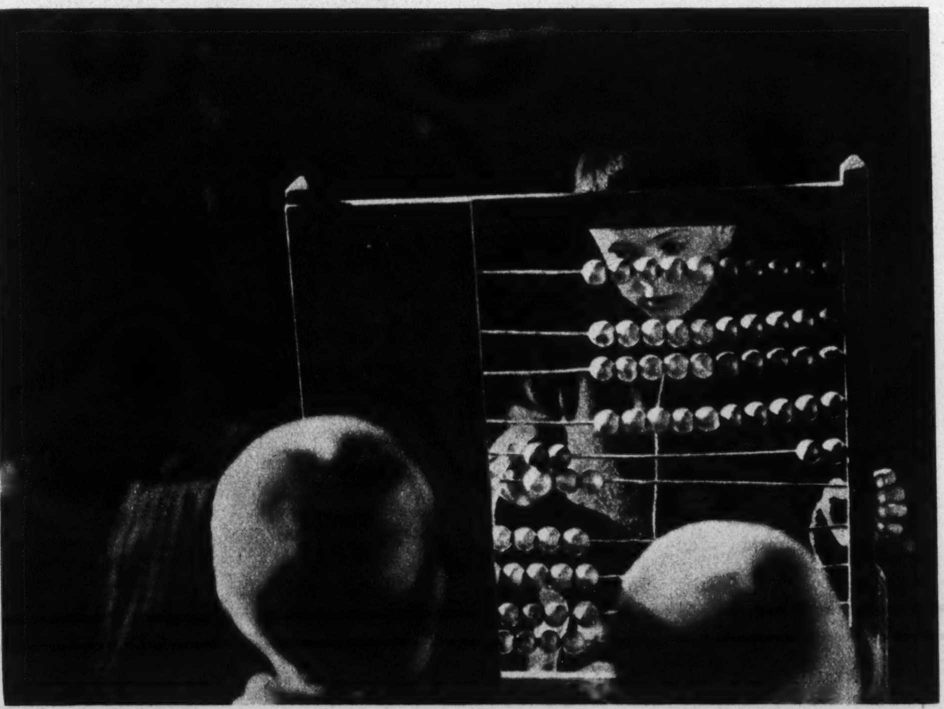
Das weiß der heutige Landlehrer, und darauf zielt mit eiserner Energie sein Unterricht hin. Deshalb die vielen Biologiestunden und die Unterweisungen in der Nahrungsmittellehre; deshalb die Bodenkunde und der Unterricht in der Chemie! Deshalb aber auch die Rassen- und Erbgesundheitslehre und die Sippenkunde! Denn nur der Mensch, der sich mit der Scholle verwachsen fühlt, wird für sie zum letzten Einsatz geistiger und körperlicher Kräfte bereit sein.

Deshalb schilt das Landvolk seinen besten Freund, wenn es auf seine Schule und darauf schilt, daß die Schule die Kinder in weit höherem Maße in Anspruch nimmt als früher. Das, was Hans und Grete heute auf dem Acker und im Viehstall weniger leisten, weil sie Schularbeiten machen müssen, werden sie später durch verständnisvolles und ihnen in seiner Bedeutung bewußtes Arbeiten doppelt nachholen.

Und es erwächst auch der Landfrau die Pflicht, als Mutter den Schulaufgaben ihrer Kinder — so arg viel, wie Frau Lehmhöfel es behauptete, sind es ja gar nicht! — ihre Aufmerksamkeit zu widmen, und diese Arbeiten mit dem Ernst zu unterstützen, den ihr Ziel verdient. Sie erweist dadurch nicht nur ihren Kindern einen Dienst, sondern auch dem heimatlichen Besitztum und damit dem Volke und dem Staat.

Vielleicht, daß sie sogar selber noch etwas dazu lernt, wenn sie sich um die Arbeiten ihrer Kinder kümmert. *Soviel Zeit muß eine Mutter haben*, und die Zeit für die Hausaufgaben *muß* der bäuerliche Haushalt seinen Kindern gönnen. Denn es gäbe doch ein trauriges Bild, wenn auf einem Hofe alles in bester Ordnung ist, wenn das Vieh umhegt und umpflegt wird, die eigenen Kinder jedoch sich selbst überlassen und in ihrem Fortkommen nicht gefördert werden.

Die Bemühungen der neuen Schule müssen auch auf dem Lande, ja, auf dem Lande ganz besonders, vom Elternhaus bewußt unterstützt werden. Nur dann kann das Geschlecht gedeihen, auf dem die Zukunftshoffnungen der Nation beruhen.



Was ist ein Verschwender?

Von Wilhelm Martens

Der Verschwender von heute ist der Arme von morgen, sagt das Sprichwort. Das heißt aber nicht, daß der Verschwender unbedingt einmal reich gewesen sein muß. Denn weder sein Reichtum, die Größe und Fülle seines Besitzes, noch seine großen Ausgaben machen recht eigentlich den Verschwender aus. Gewiß denkt man bei diesem Worte zuerst an den Verschwender von Geld, und um Geld vergeuden zu können, muß man es haben; aber ob dabei große oder kleine Summen sinnlos verstreut werden, das bleibt für den Charaktertyp eines Verschwenders ganz gleich. Und dann kann jemand ebensogut Arbeitsmaterial, Lebensmittel, Zeit, Worte, Gedanken und Gefühle verschwenden! — Der Gegensatz zur Verschwendung ist der Geiz; aber beide sind doch eins im Mißbrauch, im eigensüchtigen Mißbrauch der verschleuderten oder der zurückgehaltenen Güter. Es gibt keinen Geizigen, der nicht in einem Winkel seines Herzens zur Verschwendung neigte, und keinen Verschwender, der nicht das Gefühl des Geizes kennte. Denn diese zwei Eigenschaften oder richtiger: diese Arten und Weisen, mit seinem Besitz an Geld, an Vorräten, an Lebenszeit und Lebensenergie umzugehen, gehören zueinander wie die Vorderseite und die Rückseite einer und derselben Münze. Beide charakterliche Haltungen sind auch gleich gemeinschaftsfeindlich, unkameradschaftlich und eigennützig. Das eine Mal wird das dem einzelnen Volksgenossen anvertraute Gut nutzlos und tot zurückgehalten, die lebendige Kraft zu keinerlei Arbeit und Leistung verwertet; das andere Mal wird das Gut vertan und verstreut, die Kraft an nichtige Dinge dahingegeben. Für das Leben der Gemeinschaft gilt es aber vollständig gleich, wie sie um Werte und Güter, materielle oder seelisch-geistige, betrogen wird.

Der Sparsame hält sein Geld sorgsam zusammen und gibt es nur sinnvoll aus, er geht verständig und wirtschaftlich um mit seinem Lebensbedarf, mit seinem Werkstoff und seinen Werkzeugen, er macht nicht überflüssige Worte und brennt kein Strohfeuer an billigen Gefühlen ab, sondern steht zu seiner Rede und hält mehr, als er verspricht. Für den Geizigen aber wird das Aufbewahren, das Sparen und Knausern Selbstzweck, er gönnt keinem Menschen ein gutes Wort und eine herzliche Regung, weil er in seiner Selbstsucht abgeschlossen und abgeriegelt ist von allen. Der Verschwender ist ganz ebenso selbstsüchtig und in sich selbst befangen: eine deutsche Redensart drückt seine Verkehrtheit treffend aus, wenn sie ihm nachsagt, er werfe das Geld zum Fenster hinaus; denn er gibt nichts aus um eines Bedarfes willen, er verschenkt nichts um der Menschlichkeit, der Kameradschaft, der Liebe willen. Geld ist ihm nur Spielball seiner Eitelkeiten und Geldausgeben nur ein Kitzel zur Ueberwindung seiner Langeweile. Und da er achtlos Werte verstreut, vernichtet, der vernünftigen Verwendung entzieht, ist er der Gemeinschaft noch viel schädlicher als der Geizige. Vom Geizhals sagt ein grobes, aber richtiges Sprichwort, daß er wie ein fettes Schwein erst im Tode nützlich werde — damit ist ausgesprochen, daß die zusammengescharrten, eigensüchtig zurückgehaltenen Werte in der Zukunft wieder gemeinschaftsförderlich werden können! Die vom Verschwender aufgelösten, ihm durch die Finger geronnenen Güter sind der Gemeinschaft unwiderbringlich und hoffnungslos verloren. Der Geizige gibt seinen Mitmenschen und Volksgenossen, vor allem seiner nächsten Umgebung ein Beispiel, das wenig zur Nachahmung reizt, eher zum Spott und zum Mitleid. Der Verschwender in der Maske des Lebensfreudigen, des Freigebigen, des heiter Unbekümmerten ist ein viel gefährlicheres Vorbild: er ermuntert und verleitet viele, es ihm nachzutun, und er setzt in weitem Umkreise seiner Wirkung die Hochachtung vor der Arbeit, vor der Leistung, vor dem Werkstoff herab. Maßlos und hohl wie ein schlechter Komödiant, vernichtet der Verschwender alle Maßstäbe, verhöhnt er alle Gewissenhaftigkeit, macht er alles, woran die andern ihren Fleiß, ihre Kunst, ihre Liebe setzen, zum wahllos ergriffenen, ebenso wahllos weggeschmissenen Gegenstand seiner Laune. Damit wird der Verschwender in einem noch viel höheren Grade als durch seine Güterverschleuderung schädlich und verächtlich.

Es hängt wohl mit dieser Abkapselung des Geizigen und des Verschwenders innerhalb der lebendigen Ge-

meinschaft zusammen, daß die Dichtung sich ihrer Charaktere so selten bemächtigt hat. Der Uebermütige und der Zweifler, der Zornige und der Gleichgültige, der Weise und der Dummkopf, der Habgierige (der etwas ganz anderes ist als der Geizige) und der Blasierte, der Herrschsüchtige, der Eifersüchtige und mancher andere „Süchtige" sind den Dichtern vielmals zu tragischen wie zu komischen „Helden" willkommen gewesen; den Geizigen hat nur Molière — nach dem Vorbild des Römers Plautus — in einer Charakterkomödie dargestellt, und den Verschwender hat nur (neben einem heute längst vergessenen Franzosen) der Oesterreicher Ferdinand Raimund zum Mittelpunkt einer Dichtung gemacht. Es ist aber recht bezeichnend, daß hier im Mittelpunkte der Sympathie nicht der verschwenderische Herr von Flottwell steht, sondern sein treuer, bescheidener Diener, der Tischlergeselle Valentin Holzwurm; und für die „Rettung" des Verschwenders hatte der Dichter nicht weniger vonnöten als eine liebende Fee und ihren dienstbaren Geist, der in Gestalt eines alten Bettlers dem reichen Leichtsinnigen durch ein Jahr lang abbettelt, was er ihm, dem im fünfzigsten Jahre rettungslos Verarmten, dann wiedergibt. Dieser poetische Ausweg birgt, so unwahrscheinlich er erscheint, doch eine tiefe Wahrheit: was den unvermeidlichen Zusammenbruch des armgewordenen Verschwenders mildert, ist die tröstliche Tatsache, daß er ja nicht immer im wahren Sinne des Wortes ein Verschwender, d. h. daß er nicht immer nur eitel und selbstsüchtig war. Seine Menschlichkeit und gutherzige Uneigennützigkeit, die er manchmal zeigte, bewahren ihn vielleicht vor dem Untergang.

Aber so, wie es keinen hundertprozentigen Verschwender, keinen reinen Eigennutz gibt, sondern nur mehr oder weniger verschwenderische, mehr oder minder eigensüchtige, eitle Menschen, haben **wir alle** auch ein tiefes praktisches Interesse an dem, was ich hier über das Wesen der Verschwendung ausgesagt habe. Denn **wir alle** tragen, ob wir's uns eingestehen oder nicht, verschwenderische Züge in uns herum, so wie ja auch kaum einer frei ist von Geiz. Es gibt niemand, der nicht gelegentlich, wennschon nur ein wenig, eigennützig, eitel und achtlos wäre. Wer mehr durch Glück als durch Verdienst plötzlich zu Gelde kommt, gibt es auch leichter, leichtsinniger und unbesonnener aus ... mehr um des Reizes willen, den das Ausgeben für ihn hat, als wegen eines wirklichen Bedürfnisses. Und jeder von uns weiß, daß es nichts so kostspieliges, verschwenderisches gibt als ... die Langeweile; aus Langeweile ißt und trinkst du ohne Hunger und Durst, liest du ein Buch ohne wahre Freude, reist du in der Welt herum, ohne dein Herz zu erfrischen und deinen Schatz an Erfahrungen zu weiten. Es gibt nichts, was man nicht auch aus Langeweile tun kann (sogar arbeiten kann man aus Langeweile), aber Kraft, Zeit, Geld ist dann zwecklos verschleudert. Sinnvolle Arbeit, d. h. Arbeit, die letzten Endes der Gemeinschaft dient, schafft immer **Werte**, geistige, stoffliche, geldliche; sinnvolle Erholung, wahrhaft heitere Stunden der Kameradschaft, der Freundschaft, der Liebe, Entspannung vom Beruf und neue Spannung im Sport, in freigewählter Bastelei, im Genießen der Natur — das alles dient mittelbar wieder der Gemeinschaft und ist also wertvoll. Aber die Zeit, in der wir **weder** arbeiten **noch** uns vergnügen und erholen, die wir nur **vertrödeln**, die ist verschwenderisch, in gemeinschaftsfeindlichem Nichtstun vertan! Und ist der Träumer denn kein Verschwender, der sich in vagen Hirngespinsten und glänzenden Luftschlössern ergeht? Er verschwendet Ideen, Pläne, Wünsche, Gefühle des Sieges und Erfolges, indem er sich das erreichte Ziel ohne vorherige Leistung vorgaukelt und sich so für die Leistung überhaupt untauglich macht. Er tut wie ein armer Teufel, der sich ein Luxusauto bestellt und noch vor der Bezahlung der ersten Rate im Vorgefühl seines künftigen Besitzes zu arbeiten aufhört. Und ist der Schwätzer, der täglich mehrere fleißige Leute von dringlicher Arbeit abhält oder ihnen ihre Erholungspausen verdirbt, denn kein Verschwender und Verderber an Volkskraft? Ist der undisziplinierte Vorgesetzte, der allen seinen Untergebenen die Arbeitsfreude zerstört, der nur an sich und seine „gute Nummer" denkt statt an die Sache, um die es geht, und an die Volksgenossen, in deren Kameradschaft er arbeitet, ist er denn kein Verschwender von hohen Werten, die er unrettbar vergiftet, zermürbt, aufreibt? Es gibt viele Möglichkeiten, ein Verschwender zu sein; und es gibt keinen von uns, der sich nicht in schwachen Stunden zu einer dieser Möglichkeiten neigte. Es ist schon nötig, daß wir uns auf **Sparsamkeit** besinnen. Diese Sparsamkeit im Ausgaben von Geld, in der Verarbeitung unseres Werkstoffes, in unseren sprachlichen und den andern körperlich-seelischen Ausdrucksmitteln hat nichts zu tun mit kümmerlicher Knickerei oder gar mit geiziger Absperrung von allem, was nicht unbedingt und unaufschiebbar notwendig ist. Diese Sparsamkeit wird für jeden anders aussehen, dem entsprechend, was er überhaupt zu vergeben hat, und was er kraft seines Temperaments zu geben vermag. Aber auch wem des andern Sparsamkeit als reichliche Freigebigkeit und Unbedenklichkeit erscheint, der wird sie von der Verschwendung unterscheiden lernen an ihrer Sinnhaftigkeit und ihrer Verantwortlichkeit im wohlverstandenen Bewußtsein der **Gemeinschaft, der jeder ausnahmslos zu Gedeih und Verderb eingeordnet ist.**

Von Käthe Altwallstädt

Zeichnungen von Allonge

Wie man „Sprechbilder" vorführt!

Mit „Sprechbildern" kann man Kinder — und zwar verschiedener Altersstufen — ausgezeichnet unterhalten. Sprechbilder sind kleine Phantasiestücke, nämlich schlichte Umrißzeichnungen, die man entstehen läßt, indem man zugleich ein einfaches Geschichten erzählt. Die einzelnen Linien der Figuren nehmen auf die Vorgänge des Geschichtchens Bezug.

Die Kinder — man verrät ihnen zunächst nicht, was für ein Gegenstand entstehen soll, sondern läßt es sie allmählich von selbst erraten — folgen mit großer Spannung dem Werden des „Bildes" und zeigen naive Freude an dem vollendeten. Reifere Kinder suchen, meiner Erfahrung nach, das Stück selbst zu „lernen", um es anderen Kindern vorführen zu können. Darum dienen die Sprechbildchen nicht nur der Unterhaltung, sie sorgen auch für Beschäftigung und Uebung von Hand und Gedächtnis.

In diesen Blättern möchte ich heute zwei Proben meiner „Sprechbilder" darbieten. Bei der ersten handelt es sich um ein Fliederblatt, das während des Erzählens „wächst", bei der zweiten um einen Frauenrock mit einer Blumenkante, der entstehen kann, wenn ein Gärtner Blumen sprengt!

I

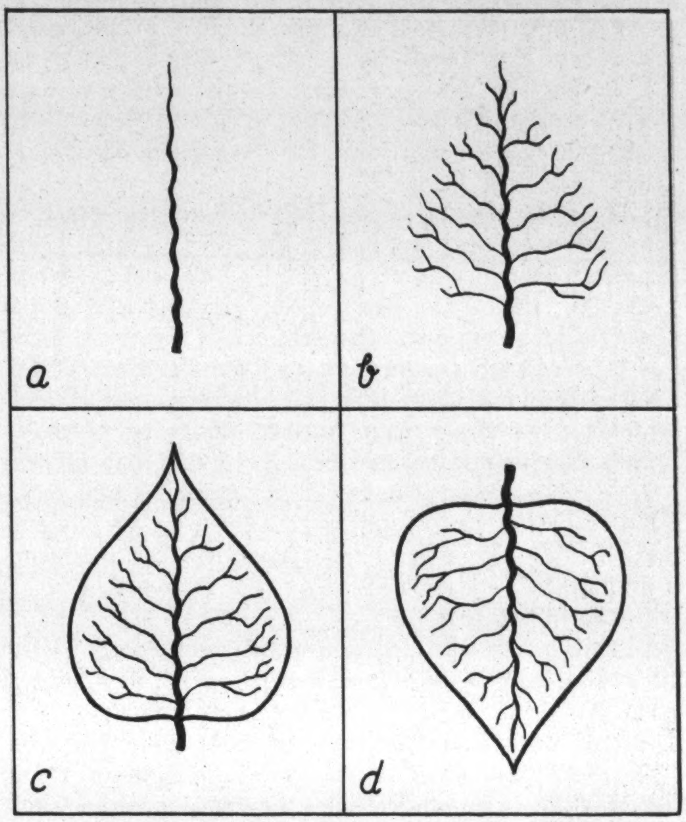
Das Fliederblatt

(Titel für das Kind: Die kleine Geschichte von dem großen Strom.)

Wir beginnen: „Ich weiß in der Welt einen großen, schönen Strom. Der beginnt hier im Gebirge (man fängt die Linie in Feld a der Figur I von unten her zu zeichnen an) und fließt, immer stärker werdend, so das ganze Land hinunter, dem Meere zu (man läßt die Linie beim Zeichnen allmählich stärker werden).

Immer stärker war der Strom deswegen geworden, weil ihm unterwegs von rechts und links her Flüsse zuliefen (man zeichnet die Flußlinien, siehe Feld b!), die auch wieder kleine Bäche in sich aufgenommen hatten (die Bachlinien werden hinzugefügt, siehe Feld b!).

Einmal nun wanderte ein junger Bursche, der ganz oben an der Quelle des Stromes wohnte, dessen Lauf hinab, dem Meere zu, denn er wollte Seemann werden. Er sah auf seiner Wanderung gar vielerlei, und bevor er an das Meer kam, blieb er stehen — und zwar hier an dieser Stelle (man ist inzwischen, gleichsam mit dem Burschen wandernd, langsam der Stromlinie von der Quelle an mit dem Bleistift nachgefahren und macht nun da halt, wo der Blattstiel beginnen soll.)



Und er wandte sich noch einmal zurück und dachte voll Dankbarkeit und Liebe an das ganze, schöne Land, das seine Heimat war. Ja, jetzt, in der Abschiedsstunde, schloß er diese seine Heimat noch einmal so recht ins Herz (man führt die Herzlinie aus, siehe Feld c!)!

Und als er das getan hatte, was lag da auf einmal zu seinen Füßen? Ein schönes Fliederblatt (wir drehen die Zeichnung um, daß die Blattspitze nach oben sieht wie in Feld d)!

Als der Bursche das erblickte, hob er es auf und tat es zur Erinnerung an diese Stunde in ein Büchlein, das er immer bei sich trug. Und darinnen liegt es gepreßt und getrocknet noch heute und ist mit dem Seemann — denn ein Seemann ist der Bursche geworden — schon ein dutzendmal um die Erde gereist!

II.

Der Rock mit der Blumenkante

(Titel für das Kind: Was daraus werden kann, wenn ein Gärtner Blumen sprengt!)

Wir beginnen: „Es war einmal ein Gärtner, der war eine ganze Zeit lang krank gewesen. Als er nun wieder in den Garten hinausgehen konnte, sah er zu seiner Freude, daß seine älteste Tochter inzwischen die Blumen sehr schön gepflegt hatte. Besonders gut gefiel ihm das Beet, das ich jetzt

hinzeichne (man zeichnet das Blumenbeet mit den fünf Blumen, wie sie im Feld a der Figur II zu sehen sind).

„Das hat sie hübsch gemacht", dachte der Gärtner. „Wenn ich nur wüßte, was ich meinem braven Kinde dafür zur Belohnung schenken könnte. Aber ich kann jetzt wirklich kein Geld ausgeben. Schade!"

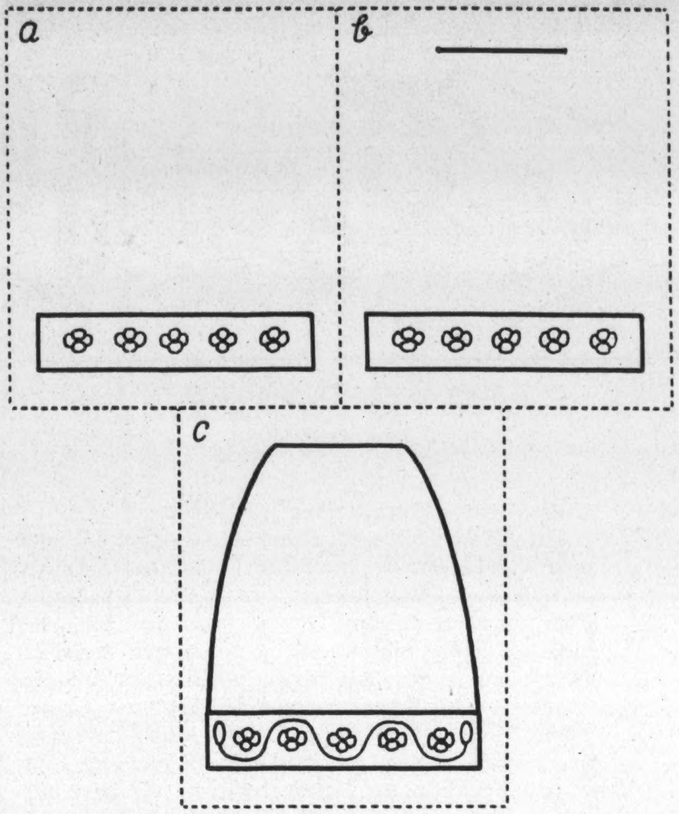
Als der Gärtner das dachte, hatte er hier oben gestanden, wo ich jetzt den Punkt hinsetze (man setzt den Punkt oben links hin wie in Feld a) und hatte nach dem Beet hingeschaut. Nun aber ging er ein Stück weiter bis hierher, wo der Apparat stand, mit dem er seine Blumenbeete sprengen wollte (man führt die waagerechte Linie aus, siehe Feld b!).

Und jetzt begann er das Beet zu sprengen, das ihm so besonders gut gefiel. Das hier war der erste Wasserstrahl, den er nach dem Beete schickte (man führt die gebogene Linie nach rechts unten aus, siehe Feld c!).

Während er nun langsam seinen Weg zurückging (man fährt mit dem Stift noch einmal langsam die Waagerechte zurück) sandte er so viele, viele Wasserstrahlen nach dem Beete, daß wir sie gar nicht alle hinmalen könnten, wenn wir auch Lust dazu hätten. Nur den letzten Wasserstrahl hier, den wollen wir aufzeichnen (man zieht die gebogene Linie links, siehe Feld e!).

Wir fahren fort:

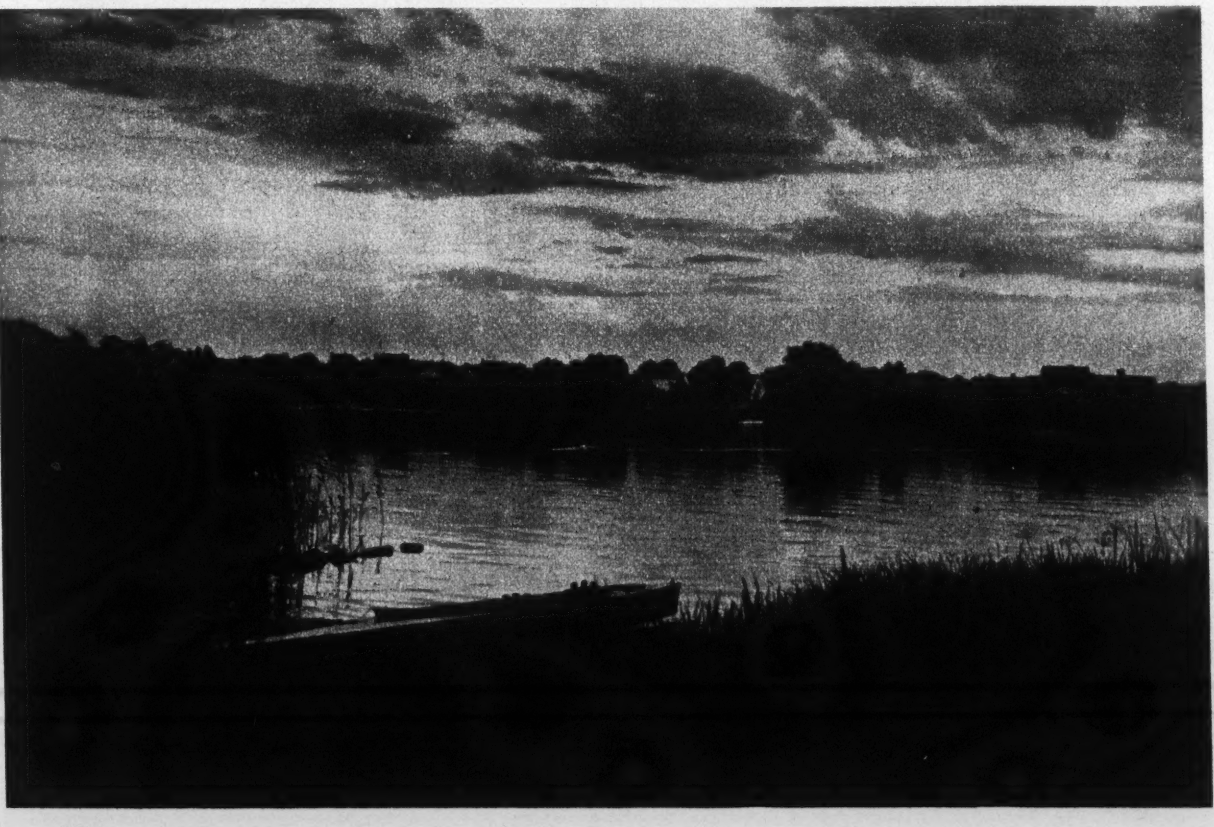
„Und als er den letzten Strahl versprengt hatte, da sprang eine kleine Maus, die hier links im Beete gesessen hatte (man zeichnet das kleine Oval links im Beet, siehe Feld c!), erschrocken auf und lief zwischen den Blumen hin (man führt die Schlangenlinie aus, siehe Feld c!) und setzte sich an das ander Ende des Beetes (man zeichnet das kleine Oval rechts im Beet).



Und kaum hatte die Maus sich hingesetzt, so hörte der Gärtner seine älteste Tochter, die in der Nähe arbeitete, in hellem Erstaunen rufen: „Vater! Da liegt ja ein Frauenrock mit einer wunderschönen Blumenkante! Für wen ist denn der bestimmt?"

Denn es war aus alledem wirklich ein Rock mit einer Blumenkante geworden. Den sah nun auch der Gärtner, und über das ganze, gute Vatergesicht lachend, rief er:

„Für dich ist er natürlich bestimmt. Den sollst du bekommen, weil du mich und die Blumen so schön und verständig gepflegt hast!" Und im ganzen Gärtnerhause herrschte Freude über das wundersame Ereignis."



Abend am See

Aufnahme: Grössel

Zufall oder . . .

Von E. K. Menz

Schulausflug — Aufnahme: Meerkämper (Mauritius)

Mit meiner Gruppe Jungen im Alter von 6 bis 12 Jahren erhielt ich den Auftrag, die Wiesen zu reinigen. Strohreste, kleine Zweige und ähnliches mußte entfernt werden — — die Wiese mußte gerecht werden; denn bald fing ja das Gras an zu wachsen — dann mußte alles fertig sein.

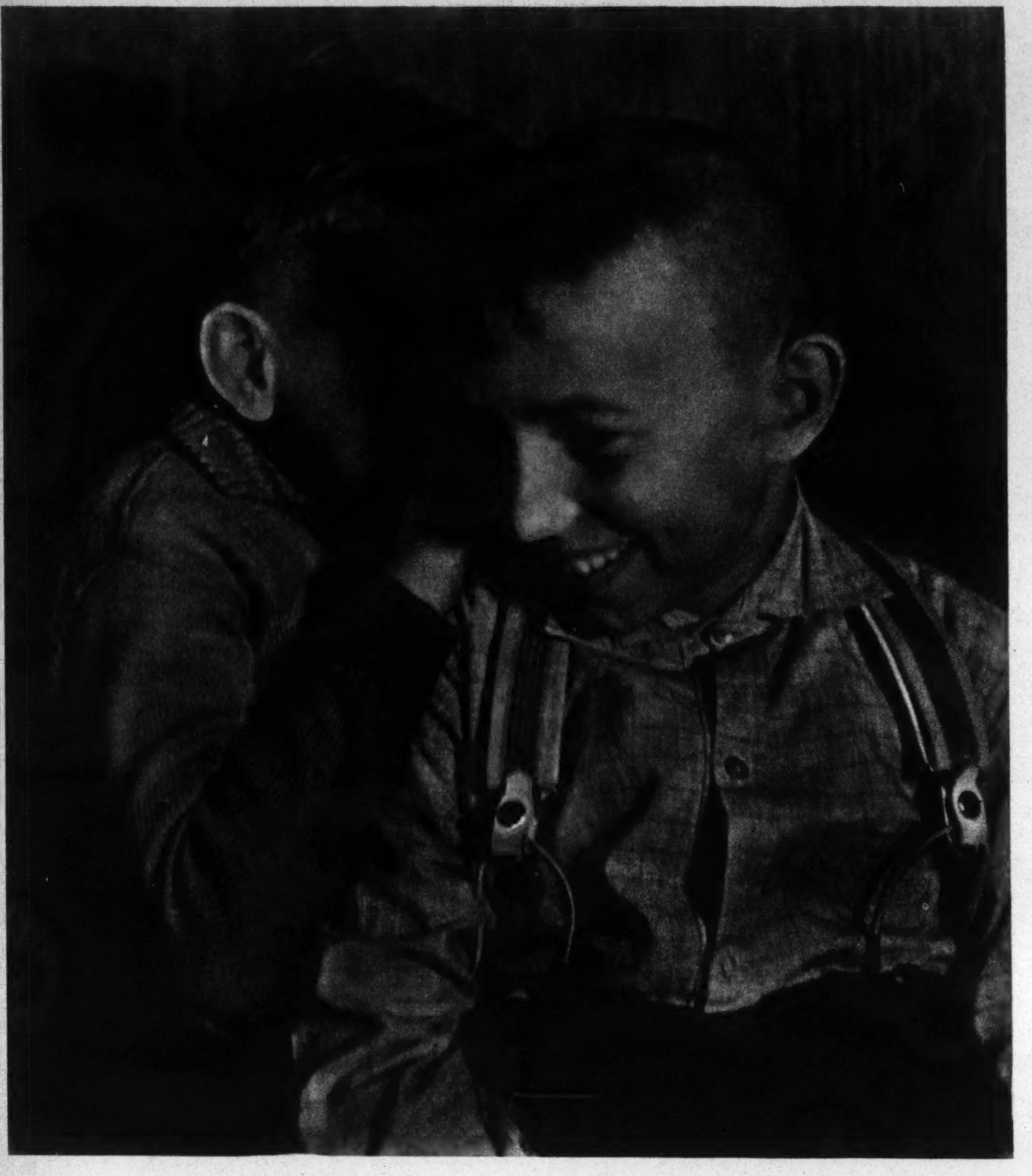
Es war eine Wiese von ungefähr Dreiecksform. Zwei Seiten des Dreiecks wurden von dem niederen Gewässer des Gebirgsbachs umflossen, an dem unser Ort lag. Eine Böschung, nach dem Bach abfallend, am Anfang des Laufes etwa vier Meter, gegen sein Ende (soweit er an die Wiese streifte) etwa 1 Meter hoch, bildete den Rand der Wiese nach dem Bach zu.

Diese Böschung war mit Bäumen und Büschen bewachsen — dazwischen einige Stellen frei, an denen wir im vorigen Sommer zum Wasser durchgegangen waren, um uns dort zu tummeln. Einige Jungen hatten hier ihre ersten Schwimmversuche gemacht, wie es eben auf dem Lande üblich ist.

Heute war es noch zu kühl zum Baden — die Rechen wurden zur Hand genommen — jedem Jungen war ein kleiner Arbeitsbereich zugewiesen — nur der kleine Werner durfte, da er der Jüngste war, zwischen den Andern umherspielen, um sich so allmählich — spielend — an die Arbeit zu gewöhnen. Eifrig ergriff er einen der freien Rechen und fing an, auch seine Pflicht zu erfüllen, wie die Großen. Von Junge zu Junge gehend, sah ich nach, wie die einzelnen arbeiteten, gab da und dort kurze Anweisungen, zeigte diesem, wie er achtgeben müsse auf Steine, damit ihm die Zinken des Rechens nicht abbrechen würden, gab jenem einen Wink, wie er den Rechen praktischet anfassen könne — und führte so die Aufsicht über die nicht allzuschwere Arbeit der Jungen.

Ich hatte mir damals eine besondere Methode angeeignet, die dazu dienen sollte, wirklich jeden Jungen einmal zu kontrollieren. Auf ein kleines Stücklein Karton hatte ich mir die Namen alle aufgeschrieben und ging sie nun von oben anfangend der Reihe nach durch — am Ende angekommen, fing ich wieder oben an, machte mit dem Bleistift ein kleines Häkchen an dem Namen dessen, bei dem ich soeben gewesen war; und so wollte ich erreichen, daß auch nicht einer mir irgendwie entwischte oder vernachlässigt wurde. Denn nur zu oft hatte ich bei ähnlichen Gelegenheiten die Erfahrung gemacht, daß gerade die stillen, zuverlässigen Jungen oft übergangen wurden. Ihnen war aber ein freundliches, anerkennendes Wort gut als Ansporn.

Eine so nebensächliche Arbeit, bei der die Aufsicht leicht ist, erlaubt es schon einmal, daß man sich mit „Methodenstudien" beschäftigte, wie ich es nun an



Ein feiner Witz — Aufnahme: Hirschfeld V. d. L. Merseburg

Hand meines Zettelchens tat. Dazwischen warf ich natürlich ab und zu einen Blick über die ganze Kolonne, zählte sie wohl auch einmal kurz durch, ob niemand verschwunden wäre — denn ich hatte ja auch unberechenbare Charaktere dabei, die imstande waren, der Arbeit aus dem Weg zu gehen, am nahen Bergabhang Käfer zu fangen und dergleichen mehr.

Eben hatte ich so meine Runde beinahe beendet, zwei Namen waren es wohl, die ich noch nicht angehakt hatte. Ich sah auf und wollte schon in der Richtung gehen, wo die beiden Jungen am Arbeiten waren — da kam das, was ich nie begreifen werde.

Irgend etwas, halb unbewußt, trieb mich in anderer Richtung. Dabei hatte ich den Gedanken: „Warum willst du nicht zu den Beiden da drüben gehen?" — Aber irgend etwas, über das ich später viel nachdachte, trieb mich nach dem andern Ende der Wiese — dahin, wo die Böschung ganz niedrig war, wo auch kein Junge stand — wo wir eigentlich schon fertig waren mit unserer Arbeit.

Ich folgte diesem „Irgendetwas" — es war ja an sich gar nicht so wichtig, wo ich auf der Wiese umherging! Es war ja nicht so wichtig, daß ich meine selbsterfundene Reihenfolge bei dem Rundgang so genau innehielt.

Als ich später drüber nachdachte, mußte ich immer wieder sagen, es war noch nicht einmal eine Ahnung, dieses Irgendetwas. Es war ein belangloses Sichlösen von dem, was ich mir vorher gedacht hatte. Belanglos jedenfalls für mein Empfinden in dem Augenblick als es geschah.

Nicht belanglos wenige Augenblicke darnach. Denn zwischen den Büschen, an der freien Stelle, da fiel mein Blick zufällig auf den Bach. Und in dem Bach bewegte sich etwas — gerade in der Mitte, wo sein Lauf immerhin etwas rascher war als an den Rändern — wo er ein wenig tiefer war, als an den breiten Uferstreifen. Es war der kleine Werner.

Ich sprang um den Busch herum an die nächste Stelle, wo ich ihn sehen konnte. Ich rief ihn an — er hatte die Arme an sich gezogen, die Beine waren leicht angezogen und er drehte sich; der kleine Körper war ein Spiel der Wellen. Wieder ein Busch — dann kam die niedere Stelle, wo die Böschung nur ein Meter hoch war. Da rief ich noch einmal, und indem ich rief, stieg ich mit schnellen Schritten ins Wasser und holte mir den kleinen Kerl heraus — mit sicherem Griff und ohne besondere Mühe. Mühelos brachte ich ihn zum Ufer — schwimmen brauchte ich nicht, das Wasser ging mir bis kurz über die Knie. Es war eine belanglose Sache nun, nachdem sie geschehen und so abgelaufen war, wie ich sie schilderte.

Werner wurde sachkundig über das Knie gelegt, Gesicht nach unten — der Rücken wurde leicht abgeklopft, damit etwa in die Lunge gedrungenes Wasser abfließen konnte. Aber es zeigte sich, er hatte noch nicht allzuviel Wasser geschluckt — es war gut gegangen. Wir brachen unsere Arbeit ab und gingen heim. Es kam ja nicht auf die unbedeutende Arbeit an, die wir gemacht hatten. Zu Hause zog ich mich um — es war alles nicht mehr so wichtig — es war ja alles so gut abgelaufen — eine kleine Episode — eine Geschichte, wie sie immer einmal passiert.

Für mich aber wurde sie zum inneren Erlebnis. Sekunden später und Werner, der aus unbekannten Gründen nicht geschrieen hatte, wäre nicht mehr für mich zu sehen gewesen. Vielleicht hätte ich sein Fehlen nicht bemerkt — vielleicht hätten wir angefangen zu suchen, während er unterdessen bis zum nahen Wehr hinuntergespült worden wäre. Und dann wären wir wohl auf den Gedanken gekommen, daß er (ohne zu schreien!) ausgerechnet in den Bach gefallen sei?

Und was wäre aus mir, dem Erzieher geworden? Untersuchung, Entlassung, Gerichtsverhandlung wegen fahrlässiger Tötung, Vorwürfe der Mutter, und wenn auch vor Gericht Freispruch erfolgt wäre: Verachtung — gezeichnet durch Nachlässigkeit im Dienst. Und das wäre mir zugestoßen, weil ich bemüht war, eine sichere Methode herauszufinden, wie ich keinen meiner Jungen vergesse und vernachlässige! Ich habe meine Methode doch beibehalten; vielleicht ein wenig verändert — aber das entscheidende Erlebnis war doch dies: Alle Bemühungen nutzen dir nichts, wenn nicht jene kleinen, unscheinbaren Zufälle (oder Führungen oder wie du es nennen willst) dir zu Hilfe kommen. Ihrer bist du nicht Herr, s i e kannst du n i c h t beherrschen — aber auf sie kannst und mußt du rechnen bei all deiner eigenen Sorgfalt und bei all deinen Mühen.

Das große Los

Von Paula Koenig

Zeichnung: Allonge

Mit einem Traum fing die Geschichte an.

Als die Mutter morgens in das Kinderzimmer kam, um die Kinder zu wecken, streckte sich Hella, die achtjährige, wohlig unter der Decke, verschränkte die Arme unter dem Kopf, lächelte und sagte:

„Ach Mutti, ich hab' solch wunderschönen Traum gehabt ..."

Die Mutter ist es schon gewohnt, des Morgens mit einer Traumerzählung empfangen zu werden. Nicht immer sind sie schön. Manchmal hat die kleine Hella auch schreckliche oder traurige Träume, in denen ein kummervolles Erlebnis oder eine aufregende Geschichte, die sie gelesen hat und von der ihr kleines Herz ergriffen wurde, widerklingt und schwingt. Aber heute hat Hella etwas geträumt ... so etwas Schönes wie noch nie ... noch nie, Mutti ...

„Wie war es denn, Hella?"

„Ach Mutti, wir hatten eine neue Wohnung, eine schöne große, so wie früher, und ein Garten war dabei, ein großer Garten mit Obstbäumen .. und Klaus und Stummel und ich, wir liefen durch alle Zimmer und waren ganz wild, so freuten wir uns. Und suchten das Kinderzimmer. Als wir ins Kinderzimmer kamen, da lag da schon jemand im Bett ..."

„Da lag jemand im Bett?"

„Ja, da lag jemand, und weißt du, wer das war?"

„Nein, kleine Hella, wer denn?"

„Das Glück, Mutti ..."

Jetzt horcht die Mutter auf. Was für ein seltsamer Traum ... Das Glück, ein Begriff ... ein wandelbarer, stets wechselnder, ... bei der kleinen Hella lag es im Bett ...

Ganz leise fragt die Mutter: „Wie sah es denn aus — das Glück?"

„Ein bißchen wie unser Stummelchen, Mutti, nur ganz rot war's ... und du sagtest: ‚ich will es auf den Arm nehmen, damit ich auch einmal Glück kriege ...'"

Die Mutter wendet sich ab in tiefem Erschrecken. Wie kann das Kind so grausam wahre Worte träumen? Worte, die wohl nie gesprochen sind und die sie nie sprechen würde, aber die sie vielleicht sprechen könnte?

„Ach Hella, das ist gar kein schöner Traum", sagt sie müde, und als sie das enttäuschte Gesicht des Kindes sieht, fügt sie hinzu: „Wir werden es wohl schon haben, das Glück. Wir wissen es nur nicht. Man hat es oft und weiß es selber nicht. Sah doch so aus wie unser Stummel, das Glück, gell Hella?" Und sie nimmt ihr Kleinstes auf den Arm und müht sich fröhlich zu sein.

„Warte nur, Mutti", sagt die kleine Hella eifrig, „das Beste kommt ja noch. Dann haben wir ein Lotterielos gekauft, und es hat gewonnen, einen ganz großen Gewinn. Wir haben eine Menge Geld gekriegt, und du hast gesagt, nun sind wir aus aller Not heraus und es hat doch gestimmt mit dem Glück. Wir haben so viel Blumen gepflanzt im Garten, ich hab' dir jeden Morgen so einen Strauß gebracht und die Vasen haben gar nicht gelangt dafür. Und du hast das ganze Geld bloß für Vasen nehmen müssen ..."

Da lacht die Mutter fröhlich. Das ist wieder so herrlich unwahrscheinlich, wie's nur im Traum sein kann ...

„Also Hella", sagt Mutter vergnügt", da träume nur nächste Nacht die Losnummer dazu. Dann kauf' ich das Los." —

Am Abend sitzen die Eltern zusammen und die Mutter erzählt Helles Traum. Seltsam ist er doch. Und Frau Brettschneider sagt:

„Weißt du noch, wie damals Böhm träumte von der Losnummer, die gewinnen würde? Er ging am nächsten Tage gleich hin und suchte unter den Losen. Er hatte die Zahl nicht genau im Kopf, aber als er dann die Papiere in der Hand hatte und sie durchblätterte, fiel sie ihm wieder ein, und er kaufte das Los mit der Nummer, die er meinte, geträumt zu haben. Und richtig — das Los gewann."

„Zehntausend Mark", sagt Brettschneider.

„Und sie hatten es gar nicht nötig", die Frau, „sie hatten sich gerade ihr schönes Haus gekauft."

„So ist das immer, die alte Geschichte. Geld kommt immer nur zu Geld. Nur der gewinnt, der auch so schon genug hat ..."

„Ach, vielleicht könnte man doch auch einmal Glück haben ...," meint die Frau leise.

„Glück, Glück ...", sagt der Mann. „Ja, ich weiß ja, Geld ist nicht Glück. Aber was nützt mir denn alles ‚richtige' Glück ohne Geld? Wenn man dabei verhungert, beim ‚Glücklichsein ...'" Sie lacht bitter auf.

Der Mann schweigt. Er weiß nichts zu sagen darauf. Es ist wahr, es müßte ihnen schon ein Glück vom Himmel fallen; — einen anderen Ausweg sieht er nicht. Er ist begabt und tüchtig, sie haben sich lieb, alle miteinander, arbeiten und rackern sich ab und sind doch wie vom Pech verfolgt. Der Mann hat seine Stellung verloren, weil die Firma bankrott machte, und nun kann er nichts anderes finden; es ist wie verhext. Sie sind in Schulden gekommen, können die Miete nicht bezahlen, müssen heraus aus der Wohnung und wissen nicht wohin.

Und wie sie beide dasitzen, zu müde, um zu sprechen — zu müde von der Arbeit die Frau, und vom Grübeln der Mann —, denken sie an den Traum der kleinen Hella vom Glück, das zu ihnen kam. —

Am nächsten Tag klingelt der Postbote. Wenn man kein Geld hat, hat man immer Angst, wenn es klingelt. Es kommt doch nichts Gutes. Immer nur Leute, die Geld wollen, sind es, und der Briefbote bringt auch nur solche Briefe. Vom Wirt, vom Rechtsanwalt ... mit jeder Post neue Sorgen, neue Aufregungen.

Aber heute kommt mit der Post auch etwas anderes. Eine Karte, auf der ist eine große offene Hand abgebildet. In der Hand ist ein Loch, und durch das Loch sieht man eine rote Zahl. 16 6306. Auf der Karte steht, daß der Lotterie-Einnehmer, dessen Anschrift weiter unten steht, einem diese Nummer zurückgelegt habe, für fünf Tage. „Das Glück liegt in Ihrer Hand" steht dabei.

Frau Irene dreht die Karte hin und her. Die rote Zahl ... Hatte nicht Hella vom Los geträumt und daß das Glück rot sei? Und es kam zu ihnen ins Haus? Wie merkwürdig das alles paßt ... Gerade wie ein Wink vom Schicksal ist das doch. Aber das Los kostet drei Mark. Wie könnte sie es verantworten, drei Mark dafür auszugeben, drei ganze Mark, die

Sommerabend Aufnahme: Rondophot

sie notwendig braucht zum Leben? Sie steckt die Karte in die Kitteltasche. Aber wo sie geht und steht, wird sie den Gedanken nicht mehr los an das „Glück, das in ihrer Hand liegt". Ob man glauben muß an das Glück, damit es zu einem kommt? Ach, sie möchte so gerne daran glauben, so gerne...

Nach zwei Tagen ständigen Ueberlegens und zwei schlaflosen Nächten hat dann Frau Irene den Entschluß gefaßt: Sie wird das Los nehmen. Sie will glauben, daß es ein Wink vom Himmel ist. Sie w i l l an ihr Glück glauben. Und als sie mit den drei Mark in der Tasche zum Lotterie-Einnehmer kommt und die Nummer verlangt, die auf der Karte steht, sagt jener: „Das letzte Achtel. Wenn d a s kein Glück bringt ... —

Die Wochen bis zur Ziehung vergehen wie im Fluge. Es ist ja so schön, zu leben, wenn man etwas Gutes vor sich hat. Wenn man Hoffnung hat, daß bald alles besser wird, die Not mit einem Schlage ein Ende haben wird, bald, so bald schon . . .

Mit allen Fasern klammert sich die Frau an diese letzte Hoffnung. Es m u ß gewinnen, das Los, es muß einfach. Sie will so fest daran glauben, als ob sie das Schicksal zwingen könne. —

Am Ziehungstag ist sie eine der ersten, die sich die Gewinnliste holen. Sie steckt sie gleich in die Tasche, im Laden mag sie nicht nachsehen. Aber wie sie die Treppe hinansteigt zu ihrer Wohnung, nimmt sie das Blatt aus der Tasche. Sie setzt sich auf die Stufen. Sie überfliegt die Zahlen mit fieberhafter Aufregung. Da, jetzt ist sie in der richtigen Reihe . . 16630—7. Dreihundertsieben. Dreihundertsieben. Dreihundertsieben. Wie ist das möglich. Um e i n e Zahl . . eine einzige Zahl daneben. . . Wie Hohn ist das. Als ob das Glück mit einem Hohngelächter an ihr vorbeigehe. . . Wenn es fünfzig, zwanzig, ja, nur zehn Zahlen Unterschied gewesen wären, so würde es nicht so schlimm sein, wie es nun ist . . mit der einen Zahl vorbei. —

Schritte kommen die Treppe herauf, die Frau rafft sich auf . . sie schleppt sich mühsam weiter hinauf, alles ist tot in ihr. Alles aus. Der Himmel hat sie im Glück verlassen.

Als sie die Haustür aufschließt, kommt ihr Mann strahlend aus seiner Zimmertür. Ach, er denkt gewiß, das Los hat gewonnen und freut sich. Ihn enttäuschen zu müssen, das ist schlimmer, als selber enttäuscht zu sein. Laut aufschluchzend wirft sie sich an seinen Hals.

„Aber, Reni, was ist denn los?" sagt der Mann erschreckt, „du bist ja ganz außer dir, was ist denn?"

„Es ist alles aus", schluchzt die Frau. „Das Los hat nichts gewonnen."

„Ach, Reni", lacht der Mann, „das dumme Los. Hast du denn im Ernst daran geglaubt? Hier, sieh mal, was ich habe." Er schwenkt einen Brief. „Das ist ein r e c h t e r Glücksbrief. Von Neumann, meinem alten Chef. Er hat einen Direktorposten angenommen und braucht mich. Fragt, ob ich noch frei sei. Hier, lies mal!"

Die Frau ist keines Wortes mächtig. Sie setzt sich, liest den Brief, versucht, ihre Erregung zu meistern. Eben erst der Sturz aus allen Himmeln und nun dies. . . Sie kann sich nicht so schnell umstellen, zu fest hat sie sich auf das Los verlassen. Sie sagt:

„Wird aber eine Weile dauern, bis alles wieder richtig ist. Und sonst hätten wir's gleich gehabt."

„Spukt dir immer noch das große Los im Kopf?" sagt der Mann ein wenig ärgerlich. „Geld, das ist nicht das große Los. Ich hab' das große Los gezogen: Arbeit. An dem andern Geld — da hätt' ich keine Freude dran gehabt."

„Warum nicht?" meint die Frau. „Geld ist Geld."

„Nein, Geld ist nicht Geld", sagt der Mann. „Man sagt wohl: Glück haben, und meint, daß einer Erfolg hat ohne sein Zutun eigentlich. Gehört freilich schon dazu, daß man Glück hat. Und ich hab's heute auch gehabt, mit dem Brief da. Aber mir ist's doch schon lieber, daß meine Arbeit euch das Geld zum Leben schafft — und nicht ein Lotterielos!"

„Hast recht, du", sagt die Frau. „Ist besser so. Viel besser."

Und sie halten sich fest umschlungen.

Hilfe bei der Schularbeit

Wir wollen zusammen rechnen

Von Edmund Fischer

Die folgenden Spiele beziehen sich hauptsächlich auf Rechenstoffe des 3. Schuljahrs und dienen vornehmlich dazu, das zu festigen, zu sichern und durch Uebung im mündlichen Rechnen geläufig zu machen, was in diesem Schuljahr mit den Kindern in der Schule behandelt wird. Uebungsbasis bleibt weiterhin der Zahlenraum von 1—1000.

Wir beginnen mit zwei Spielen, die dazu zwingen, das Ergänzen zu üben. Zunächst das Ergänzungslotto „1000". Bei Annahme von 4 Mitspielern brauchen wir 8 Lottokarten, von denen die 1. und 2., die 3. und 4., die 5. und 6. sowie die 7. und 8. jeweils in einer Hand bleiben müssen. Jede Aufgabe ist doppelt vorhanden. Die gleichen Aufgaben dürfen aber niemals auf den zusammengehörigen Lottokarten stehen. Jedem Lottofeld entspricht ein Lottoplättchen (Abb. 2). Wer seine Karten zuerst ausgefüllt hat,

430	720	650	890	160
510	380	70	250	420
770	540	310	680	290
40	870	730	960	330

Abb. 1

ist Sieger; und zwar erwirbt sich der Spieler ein Lottoplättchen dadurch, daß er die auf der Vorderseite des Plättchens enthaltene Zahl als Ergänzungszahl (zu 1000) einer der auf seinen Lottokarten stehenden Zahlen erkennt. Die Rückseite der Lottoplättchen weist die Kontrollzahlen auf.

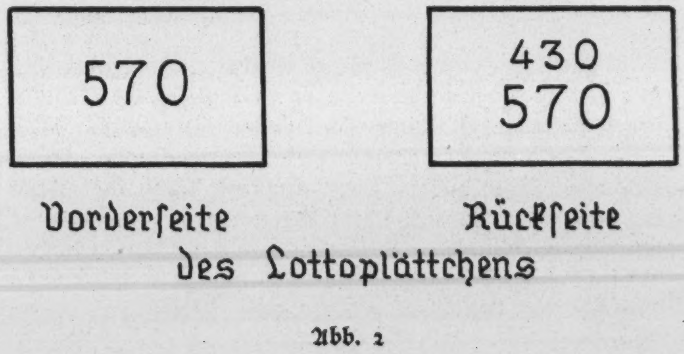


Abb. 2

Etwas schwerere Aufgaben enthält das Ergänzquartett mit dreistelligen Zahlen. Es besteht aus 10—16 Serien zu je 4 Karten. Abb. 3 zeigt eine solche Karte. Die Aufgaben sämtlicher Serien müssen so gestaltet sein, daß die darauf angegebenen Zahlen zu ganzen Hundertern oder zur 1000 ergänzt werden. Eine Karte erhält vom Nachbar nur, wer die entsprechende Ergänzaufgabe zuvor richtig gelöst hat. Sonst wird er übersprungen. Sieger ist, wer zuerst alle Karten in Gestalt geschlossener Serien ablegen konnte.

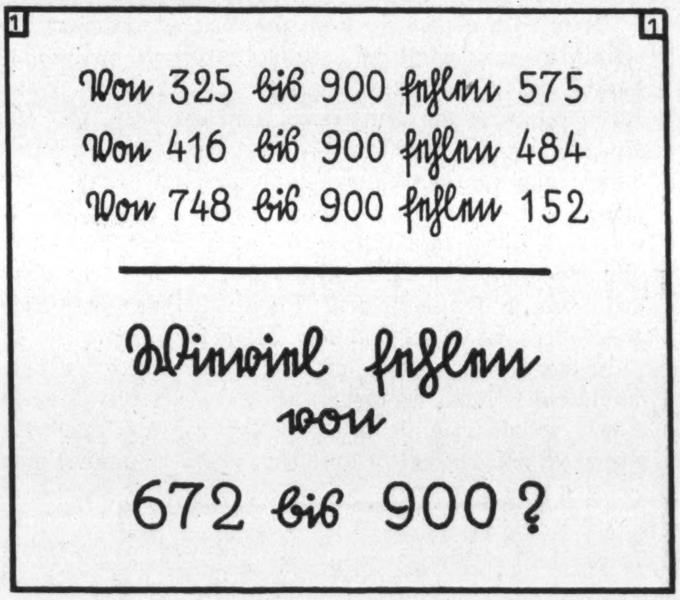


Abb. 3

Das praktische kaufmännische Kopfrechnen mit Geld wird durch das Geldwechselspiel geübt. Jeder Mitspieler erhält zu Beginn des Spiels folgende Pappmünzen:

5 Fünfmarkstücke,
5 Zweimarkstücke,
5 Münzen zu 1 Mark,
10 Fünfzigpfennigstücke,
10 Zehnpfennigstücke,
10 Fünfpfennigstücke,
10 Zweipfennigstücke,
10 einzelne Pfennige.

Ferner werden etwa 80 kleine Zettel wie folgt beschrieben: 3,75 RM.; 4,80 RM.; 0,46 RM.; 8,32 RM., usw. Es sind Zahlungsanweisungen, die nicht nur die Kinder zwingen, die daraufstehenden Dezimalzahlen als Mark und Pfennige zu lesen, sondern auch

angeben, wieviel Geld der betreffende Spieler an seinen linken Nachbar zu zahlen hat. Diese Zettel liegen verdeckt da und müssen von den einzelnen Mitspielern reihum gezogen werden. (Die Zahlungsanweisungen dürfen in keinem Falle den Betrag von 10 RM. erreichen.) Folgende Spielabwandlungen sind nun möglich und sollten auch nacheinander berücksichtigt werden:

1. Jeder Spieler zahlt das Geld (laut Anweisung) entweder passend oder mit nächstgrößerer Münze aus. Im letzteren Falle muß der Empfänger des Geldes passend herausgeben.

2. Jeder Spieler zahlt mit einer möglichst großen Münze. Der Empfänger muß passend herausgeben. Er kann dies nach Belieben tun.

3. Wie bei 2. Der Empfänger muß vor dem Auszahlen den auszuzahlenden Betrag im Kopfe ausrechnen und dann angeben.

4. Auf einer höheren Klassenstufe muß der Empfänger in der Weise herausgeben, wie es beim Kaufmann üblich ist. (Ergänzungsverfahren!) Beispiel: Zahlungsanweisung 3,80 RM. Es werden 5 RM. hingelegt. Der Empfänger gibt nun zuerst zwei Zehnpfennigstücke und dann 1 Mark heraus und zählt dabei: 3,90 RM., 4 Mark, 5 Mark.

Beim Herausgeben muß sich der Empfänger befleißigen, mit möglichst großen Münzen zu zahlen, damit er später immer passend herausgeben kann. Denn es wird zur Spielregel erhoben, daß der zur Auszahlung verpflichtete Spieler sein Geld behalten darf, wenn der Empfänger nicht passend herausgeben kann. Ist der auszuzahlende Betrag größer als der eigene Bestand an Münzen, so braucht der Auszahler nur sein restliches Geld hinzugeben. Wer kein Geld mehr hat, muß ausscheiden. Sieger ist, wer nach Ausgabe aller Zettel den höchsten Geldbetrag besitzt.

Zu den Rechenformen, die im 3. Schuljahr der ausgiebigsten Uebung bedürfen, gehört das kleine Einmaleins. Folgende Rechenspiele helfen die verschiedenen einschlägigen Aufgaben spielend üben. Zunächst das

1 1

4 · 7 = 28
7 · 7 = 49
5 · 7 = 35

8 · 7 = ?

Abb. 4

Einmaleinsquartett. Es besteht am zweckmäßigsten aus 64 Karten, wobei die Aufgaben innerhalb jeder Serie stets der gleichen Einmaleins-Reihe angehören. Die Abbildung 4 zeigt die Gestalt einer solchen Quartettkarte. Nur wer die Aufgabe der Quartettkarte, die er haben möchte, richtig löst, erhält die gewünschte Karte.

Etwas schwieriger ist das Einmaleinslotto. Wer hier siegen will, muß nicht nur richtig, sondern auch möglichst schnell rechnen können. Denn je zwei Lottokarten enthalten stets die entsprechenden Umkehraufgaben (3 · 5 bzw. 5 · 3), so daß die Lösungen der Aufgaben auf den beiden zusammengehörigen Karten jeweils paarweise gleich sind.

Wenn beispielsweise drei Personen an dem Spiel teilnehmen und jeder Mitspieler zwei Lottokarten bekommt, und zwar entweder die 1. und 2. oder die 3. und 4. oder die 5. und 6., so müssen jeweils die 1. und 4., die 2. und 5. sowie die 3. und 6. Karte die entsprechenden Umkehraufgaben enthalten. Die 1. und die 4. Lottokarte müssen also so gestaltet sein, wie Abb. 5 zeigt. Die übrigen Karten enthalten dann ähnliche (aber niemals die gleichen) paarweise zusammengehörigen Aufgaben.

1

5·7	3·6	8·4	9·2
3·8	7·4	5·9	4·3
9·6	2·8	6·7	7·9

4

7·5	6·3	4·8	2·9
8·3	4·7	9·5	3·4
6·9	8·2	7·6	9·7

Abb. 5

Jedem Lottofeld entspricht ein Lottoplättchen. Diese Plättchen enthalten auf der Vorderseite die Lösung und auf der Rückseite die betreffenden Aufgabenpaare zur Kontrolle. Vergleiche Abb. 6. Jeder Mitspieler muß nun versuchen, seine Lottokarten mit den reihum aufgehobenen Lottoplättchen so schnell als möglich zu füllen.

35

5·7
7·5

Vorderseite Rückseite
eines Lottoplättchens

Abb. 6

Ein sehr brauchbares Spiel ist weiterhin das Einmaleinsdomino; denn es ermöglicht die Uebung des Teilens im Rahmen des kleinen Einmaleins. Wir benötigen dazu 72 „Dominosteine" (aus starker, fester Pappe). Auf diesen Papptäfelchen sind alle Teilaufgaben der Zweier- bis Neunerreihe mit den je achtmal vorhandenen Lösungen von 2—10 etwa in der Weise verteilt, wie es die Abbildung 7 zeigt. Zu Beginn des Spieles erhält jeder Mitspieler sechs Dominosteine. Sobald ein Spieler an der Reihe ist,

versucht er, an den zuletzt aufgelegten Dominosteinen einen Stein mit der richtigen Lösung anzulegen. Da an jeden Stein wahlweise acht verschiedene Steine mit richtiger Lösung angesetzt werden können, wird er denjenigen wählen, dessen auf der rechten Steinhälfte stehende Aufgabe ihm ein weitres Anlegen ermöglicht. Denn jeder Mitspieler darf, sobald er an der Reihe ist, so viele Steine hintereinander anlegen, als er Steine mit passenden Lösungen besitzt. Hat er, wenn die Reihe an ihm ist, keinen passenden Stein, so kann er von den noch nicht verteilten bis zu drei „kaufen". Legt ein Spieler einen Stein mit falscher Lösung an, so muß er ebenfalls drei Steine kaufen, darf diesmal aber keinen ansetzen. Sieger ist, wer zuerst alle Dominosteine ansetzen konnte oder wer zuletzt die wenigsten übrig behält.

Ein recht vielseitiges und spannendes Spiel ist ferner das E i n k a u f s p i e l. In ihm werden erstens Aufgaben mit den Zehnerzahlen des Einmaleins und zweitens das Rechnen mit Geld in vielfältigster Weise geübt. Jeder Mitspieler erhält vor Beginn des Spieles die gleichen Mengen und Sorten Münzen wie bei dem weiter oben beschriebenen Geldwechselspiel. An Stelle der Zahlungsanweisungen treten aber Einkaufbefehle, die in der Form den in der Abbildung 8 gezeigten Zetteln gleichen müssen. Jeder Zettel muß selbstverständlich eine andere Aufgabe enthalten. Die verschiedenartige Gestaltung der Einkaufbefehle hilft nebenbei die im schriftlichen Verkehr gebräuchlichen Abkürzungen einprägen. Reihum zieht nun jedes Kind jedesmal einen Zettel und führt den darauf verzeichneten Einkaufbefehl aus, d. h. es rechnet sich zunächst den zu bezahlenden Geldbetrag aus und zahlt ihn dann an seinen Nachbarn zur Linken aus. Ueber die verschiedenen Spielabwandlungen, die möglich sind und auch tatsächlich nacheinander vorgenommen werden sollten, vergleiche man unsere Ausführungen über das Geldwechselspiel! Sieger ist, wer nach Ausführung aller (80) Einkaufbefehle das meiste Geld besitzt (Uebung im Zählen größerer Geldmengen!).

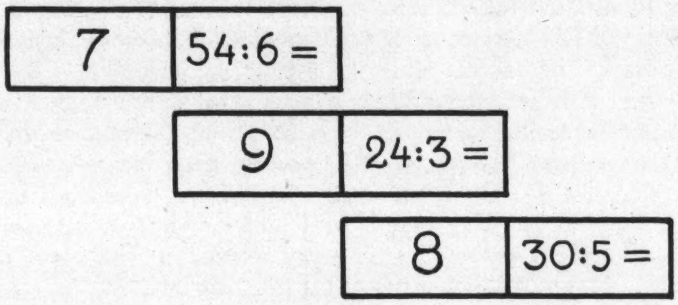


Abb. 7

Als letztes Spiel sei heute das „W e t t r e n n e n n a c h d e r U h r" genannt. Das Kind übt dabei die einfache Zeitberechnung und das Ablesen der Zeit auch vom unbezifferten Zifferblatt (Bahnhofsuhren!). Auf quadratischen weißen oder bunten Papptafeln wird für jeden Mitspieler ein Zifferblatt gezeichnet. Vergleiche Abb. 9. Die Zeiger werden mit einer Reißzwecke oder noch besser mit einem Patenthosenknopf beweglich befestigt. Ferner werden auf 60—80 Zetteln Minutenzahlen geschrieben. Beispiele: 35 Minuten, 49 Minuten, 1 Stunde 16 Minuten. Höchstzeit: 2 Stunden 50 Minuten. Reihum nimmt sich jeder Spieler jedesmal einen Zettel und rückt seine Zeiger, die zu Beginn des Spieles bei allen Mitspielern auf der Zwölf (12 bzw. 24 Uhr) standen, um so viele Minuten weiter, wie der Zettel angibt. Vor dem Weiterrücken hat der betreffende Spieler stets die neue Zeit anzugeben. In jeder 3. Runde müssen jedoch die Zeiger um die auf den Zetteln vermerkten Zeiten zurückgedreht werden. Wer die neue Zeit falsch angibt oder die Zeiger falsch stellt, muß letztere so viele Minuten zurückdrehen, wie er sie sonst hätte vorwärtsdrehen dürfen, bzw. er muß sie doppelt so viele Minuten zurückdrehen, als es sonst in der 3. Runde nötig wäre. Sieger ist, wer zuerst 12 bzw. 24 Uhr erreicht. Um Irrtümer zu vermeiden, wird man den Stundenzeiger von dem Augenblick an, an dem er 13—24 Uhr anzeigt, durch einen bunten Faden kennzeichnen. Spielvariationen sind mit Bezug auf die Art der Zeitangabe durch die Kinder möglich und angebracht.

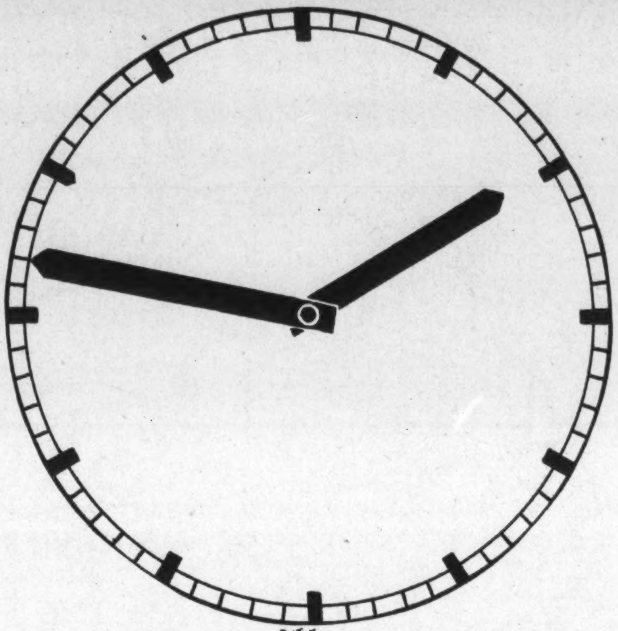


Abb. 9

1. Die Kinder geben die jeweils erreichte Zeit in der gebräuchlichen Weise an: 10 Minuten vor 4 Uhr, 13 Minuten nach halb 6 Uhr, 8 Minuten vor halb 11 Uhr.

2. Die Zeitangabe erfolgt in der auf Fahrplänen üblichen Weise: 3 Uhr 7 Minuten, 11 Uhr 35 Minuten, 15 Uhr 42 Minuten usw.

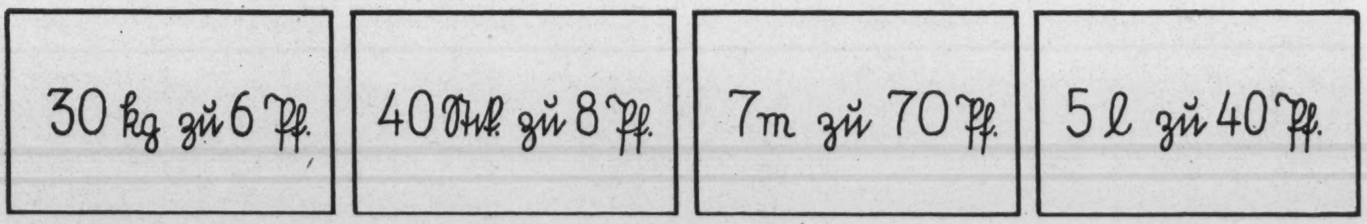
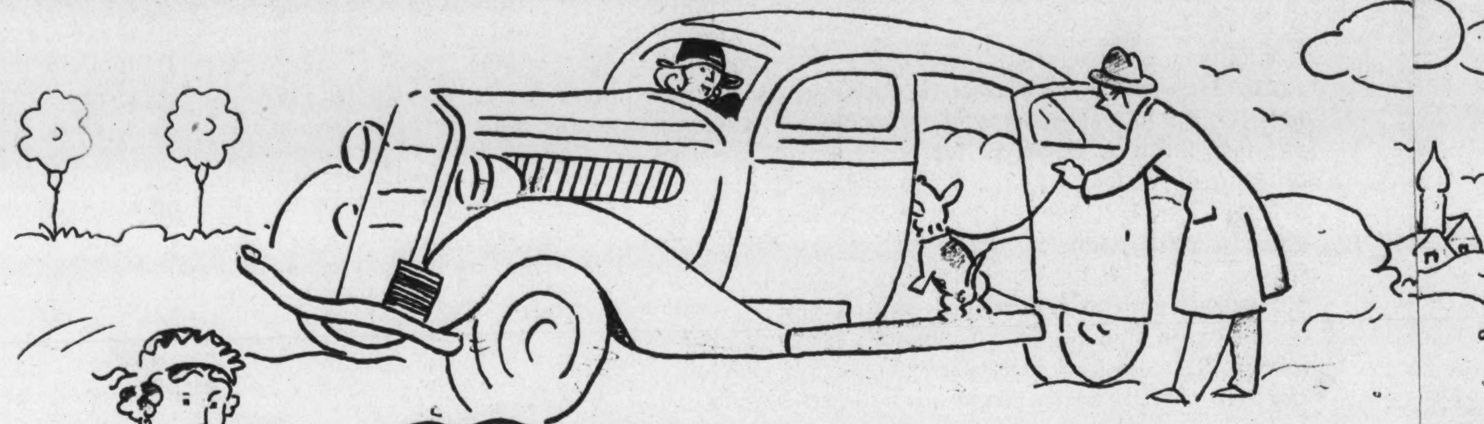


Abb. 8



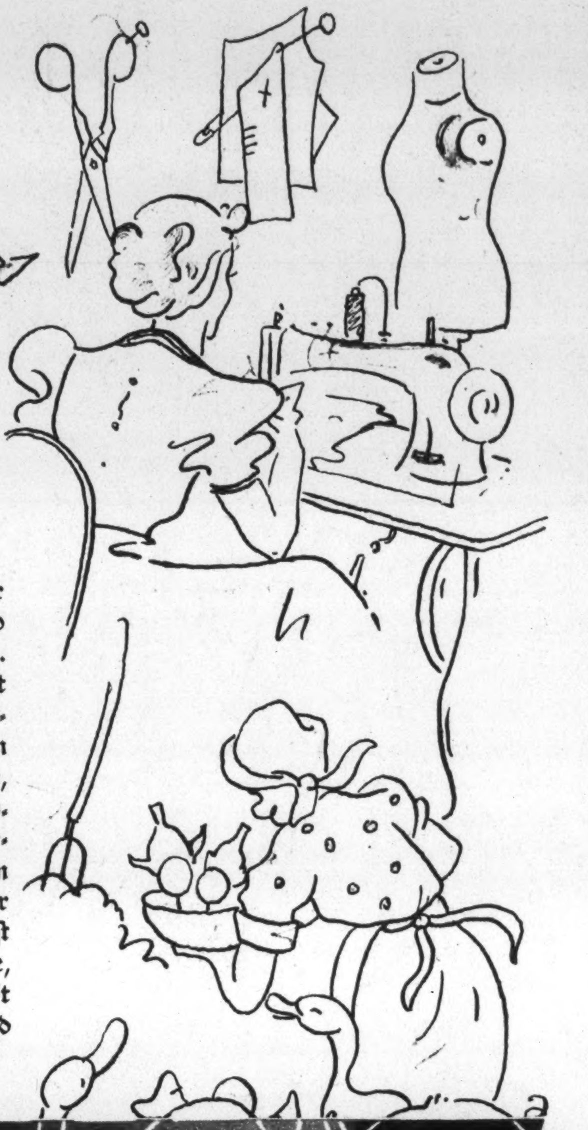
Wie Kinder ihr

Von Alb chöll

Das war so ein Einfall. Eines Tages las ich, daß ein Lehrer einer Berufsschule eine schriftliche Umfrage an seine Schüler gerichtet habe, wie sie sich ihre Zukunft vorstellten. Was er zu lesen bekam, das zeugte zum Teil wohl von Großspurigkeit der Halbstarken, aber auch von ernstem Eingehen auf die gestellten Fragen. Die Mitteilungen über die wirklich sachlich und ernst gegebenen Antworten ließen indessen Rückschlüsse auf inneren Zustand und innere Haltung der Jugendlichen zu. Sie waren Anlaß dafür, daß ich einmal in meiner Volksschulklasse (13jährige Mädchen) eine gleiche Umfrage veranstaltete. Damit die Kinder völlig unbefangen blieben, schrieb ich als Thema an die Tafel: Wenn ich groß bin. — Wir unterhielten uns nur noch ein wenig darüber, daß es praktisch sei, wenn man beim Schreiben mit der nächsten Zukunft, also mit der Zeit nach der Schulentlassung anfinge und mit der fernen Zukunft aufhöre.

Die Schülerinnen sind in ihrer Mehrzahl Arbeiterkinder eines Industriearbeiterviertels mit etwa

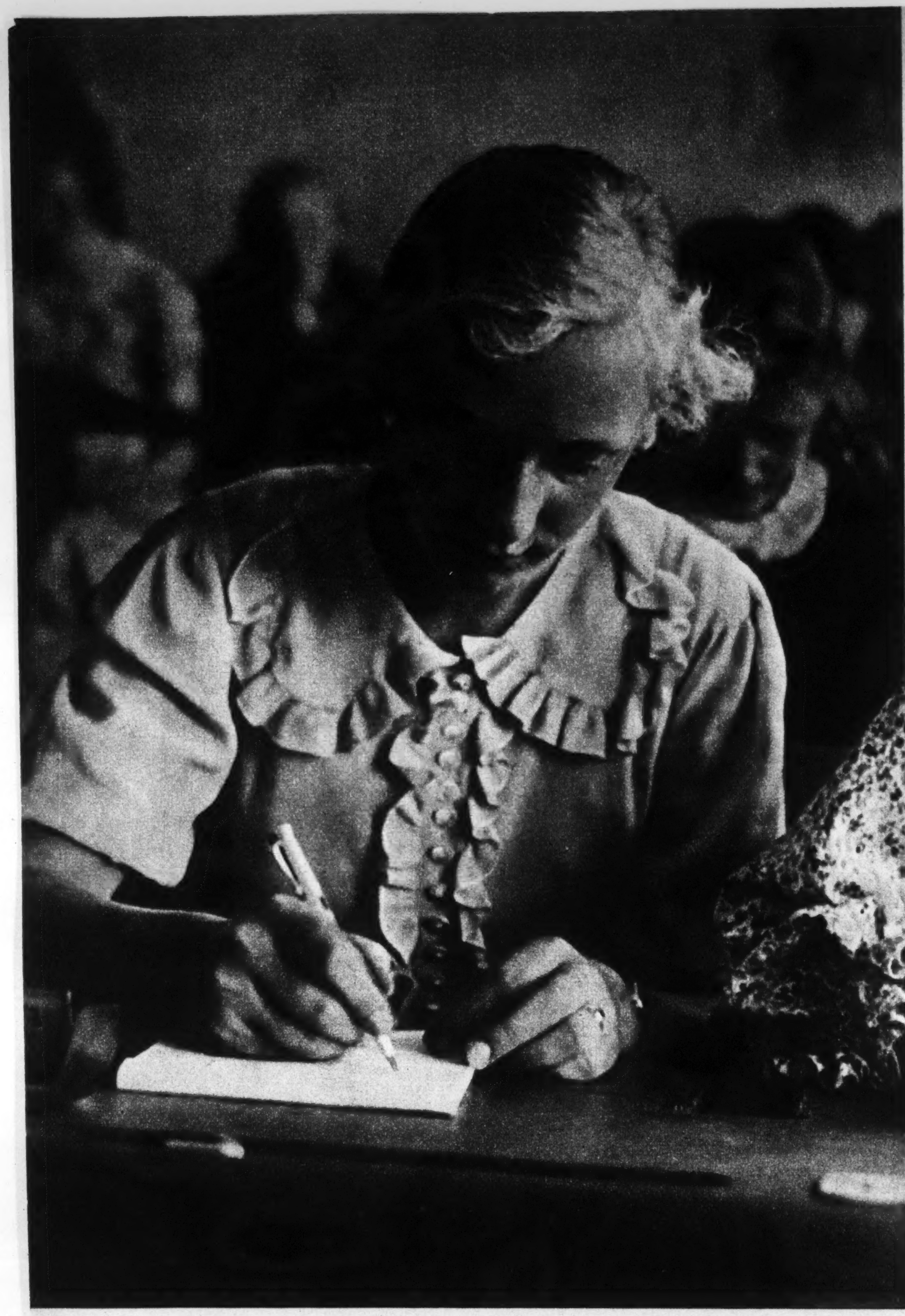
…r Zukunft sehen



…chöllenbach

15000 Einwohnern einer mitteldeutschen Provinzstadt mit großen, zum Teil weltbekannten Betrieben. Einige Kinder haben Kleinbeamte zu Vätern, auch sind zwei oder drei Fabrikhandwerkerkinder dabei und gleichviel Kinder von kleinen Kaufleuten.

Die Antworten der Kinder (nicht eine ist auf Ulk oder Unsinn eingestellt, denn dies Alter ist noch naiv) zeigen freilich, daß die Mädel Abbilder der Elternanschauungen und doch zugleich Kinder von heute, recht real und sachlich denkend, und durchaus bedächt sind, in der Not der Zeit mit dem Rücken an der Wand zu bleiben, also sich durchzusetzen. Die meisten denken noch an Arbeit in einem Beruf, d. h. in einer Stellung in der Welt der heutigen Frauenarbeit in Fabrik, Geschäft, Büro. Viele auch wollen gern Hausarbeit und Haustöchterarbeit verrichten. Da schreibt Gerda K.: „Mein allergrößter Wunsch ist, Haustochter zu werden. Haustochter sein, das ist ein schöner Beruf. Oft träume, denke und spreche ich davon. Oft sehe ich mich in weißer Haube und

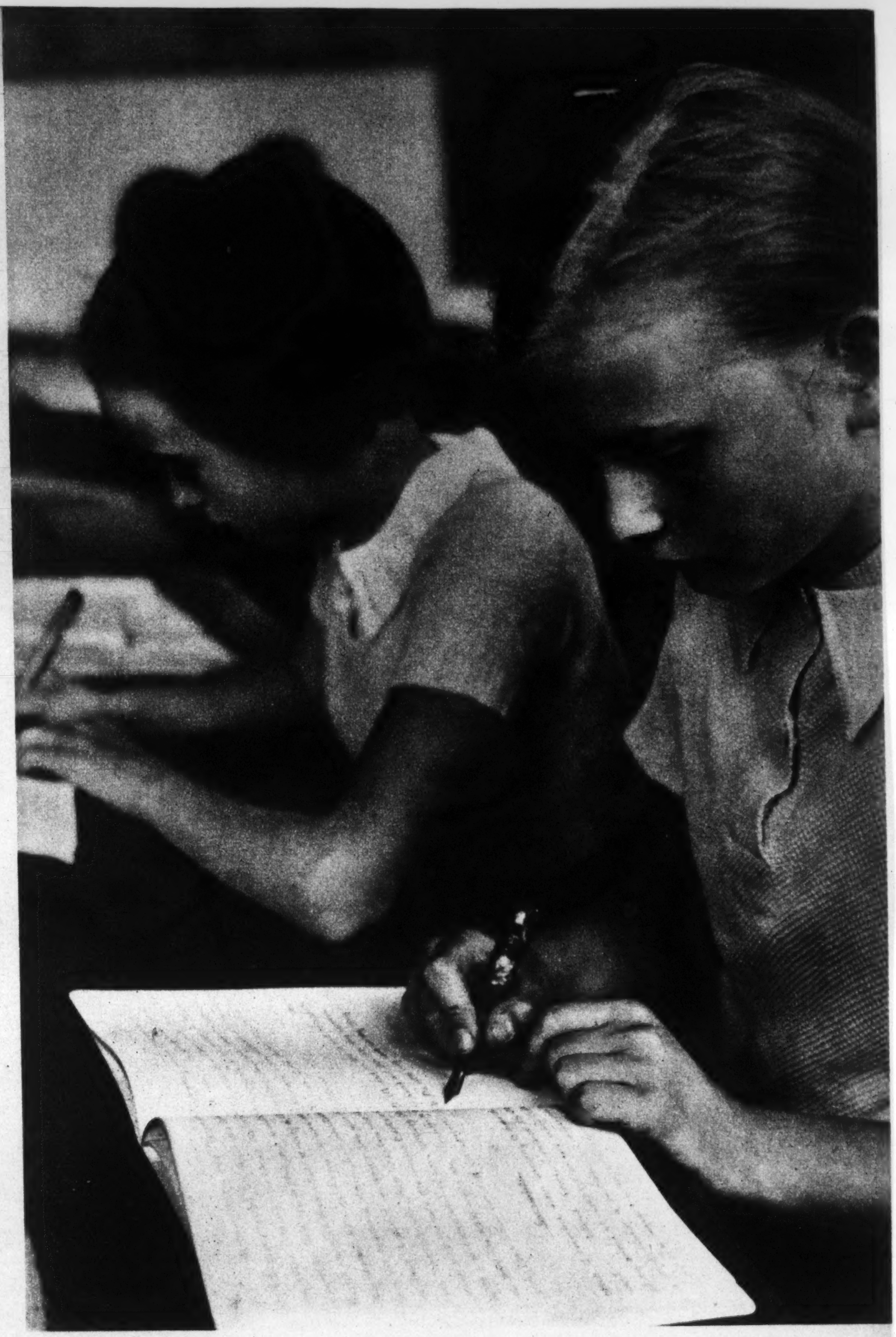


Schürze geschäftig in Haus und Küche herumwirtschaften. In der Küche hantiere ich fleißig hin und her, kann nach Herzenslust kochen, braten und backen. Mein Zimmer halte ich fein säuberlich." —

Irmgard K. dagegen will Verkäuferin werden. Sie schreibt: „Die besten Gedanken habe ich immer, wenn ich für mich allein bin. Da denke ich immer in die Zukunft hinein. Wenn ich aus der Schule komme, da lerne ich Verkäuferin. Dazu habe ich sehr große Lust. Aber ich weiß noch nicht, ob ich eine Stelle bekomme. Früher, als ich noch klein war und mein Verstand noch nicht so groß war, wollte ich immer Lehrerin werden. Aber jetzt weiß ich, daß ich nicht Lehrerin werden kann."

Hilde Sch. will Köchin werden. Wanda F.: „will zu fremden Leuten gehen und Kochen, Backen, Waschen, Nähen lernen." Dann will sie Wirtschafterin werden. Gertrud D. will Hauswirtschaft in der Marienschule in H. lernen. Elli T. ist sehr klein und körperlich schwach. Sie möchte erst ein Jahr irgendwohin zur Erholung. Hildegard B. will Hausmädchen werden und viel lernen. Lore W. will Verkäuferin in einem Kaufhaus werden. Leni Sch. hat sich fest vorgenommen, Schneiderin zu werden. Karla Th. will zu Hause bleiben und der Mutter (viel Kinder) helfen, dann will sie Hausmädchen in einem Wirtshaus werden. Gerda S. sieht sich als Verkäuferin, Magda Th. ebenfalls, Lotte H. als Kindergärtnerin, Walli H. als Schneiderin und Gertrud A. auch. Dorothea H. möchte Tierzüchterin lernen, etwa auf einer Hühnerfarm oder einem Rittergut. Und so wechseln die Wünsche nach dem Beruf immer häufiger zwischen Verkäuferin, Schneiderin und anderer Arbeit in Geschäft und Haus und Fabrik. Aber die Arbeit in der Fabrik wird nur von Einzelnen als erstrebenswert angesehen. „Nur weil man gleich Geld verdient", will man sich auch mit Fabrikarbeit begnügen. Sie drücken sich, wenn es sich um Fabrikarbeit handelt, sämtlich sehr vorsichtig aus: „Wenn ich nur Arbeit habe, —" „wenn ich nur gleich Geld verdiene —", schreiben sie und wissen genau, was sie meinen, aber doch nicht gern schreiben möchten. Hilde F. möchte „am liebsten in einem Kleidergeschäft lernen". Einige reden ganz allgemein von „in Stellung gehen und Geld verdienen".

Die Ausstattung und die Beschaffung der Mittel für die Ausstattung spielen sodann eine große Rolle. Da gibt es überraschend anspruchsvolle Leutchen: Da schreibt Magdalene Th.: „Wenn ich dann genug Geld gespart habe, dann kaufe ich mir, soweit das Geld reicht, eine schöne Küche und ein schönes Schlafzimmer, später auch noch ein Eßzimmer." Die Wäscheausstattung, die sie sich schaffen wollen, findet bei mehr als der Hälfte der Mädchen große Berücksichtigung und Erwähnung. Eine stellt eine interessante Rechnung auf. Sie will 15 Reichsmark in der Woche verdienen: „Davon schicke ich 14 RM. nach Hause. Davon darf meine Mama aber nur 5 RM. verbrauchen. Für die 9 RM. kaufe ich mir nach und nach Wäsche. Dann kommen auch mal Mantel, Schuhe, Strümpfe und Kleider dran." — Auch Elfriede F. will sich eine ganz moderne Küche, Stube und eine moderne Schlafstube kaufen. Andere machen sich schon ein Bild von ihrer zukünftigen Wohnung. So sagt Erna E.: „Wir müssen mal eine sehr schöne Wohnung haben (sie ist die ärmste in der Klasse!). Die Kammer kann dunkel sein, die Küche soll hell sein." Auch ein modernes Zimmer muß ich haben.



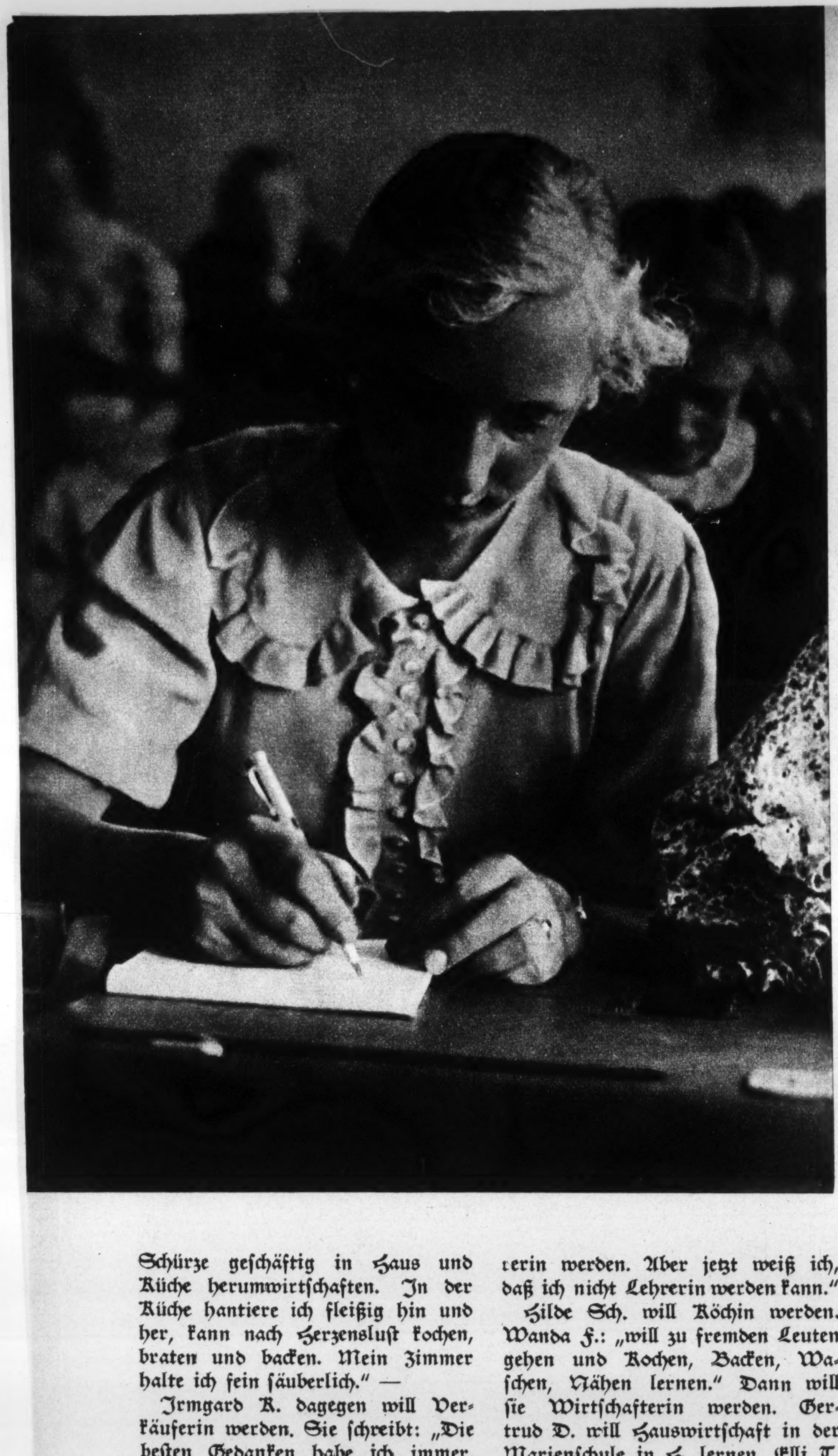
Auch Ilse R. ist für recht viel Ausstattung und eine schöne Wohnung. Andere Mädels haben noch größere Wünsche. Charlotte B. möchte später „Hauswirtin" sein: „Vor und hinter dem Hause muß ein Garten sein. Ich möchte mir Schweine und Gänse halten." — Elfriede P. wünscht sich mal später ein kleines Häuschen mit einem Garten, der darf nicht fehlen. „Ich habe immer meine Freude, wenn alles blüht. Und die Zimmer müssen hell und luftig sein. Die Fenster will ich immer voll Blumen haben." — Ein Mädchen ist versessen auf Wandern und Reisen, das müßte sie haben, schreibt sie.

Auch die spätere Lebensführung spielt eine beachtenswerte Rolle in dem Schreiben der Mädchen: Martha R. nimmt sich vor, in ihrer Stellung ja nicht großmäulig zu sein. Lotte H. will: „meinen Eltern auf ihre alten Tage keine Schwierigkeiten machen. Sie sollen glücklich und zufrieden leben." — Lotte Pf. möchte gern die Tanzstunde besuchen. — Margarete G. hat sich vorgenommen, sich nicht mit den Eltern zu zanken! Gertrud G.: „Ich werde mich nicht auf die Straße stellen und klatschen und über andere Leute schwatzen!" — Lena S.: „Ich werde mich danach halten, daß ich eine gute Hausfrau werde!" — Wanda F. nimmt sich vor: „Ich will mich doch nicht herumtreiben, daß die Leute von mir Schlechtes reden!" — Elsa Sch. schreibt: „Hoffentlich werde ich nicht in ein schlechtes Leben geführt, das wäre schlimm!"

Ganz offen sprechen sie vom „Später". Sie setzen sich eine Zeit, die meisten von 20—25 Jahren, in der sie sich verloben wollen. Und dann wollen sie alle heiraten. — Elsa R. wird ihren Mann sehr kurz halten: „Mein Mann muß stark und kräftig sein. Er darf keinen Alkohol trinken und nicht rauchen. Sein Geld muß er alles mir geben. Wenn er fortgeht, so würde ich immer mitgehen." Daß sie heiratet, ist Elsa Sch. selbstverständlich. Aber sie hat einen großen Wunsch: „Mein Mann soll aber nicht vor mir sterben, daß ich mich nicht so einsam zu fühlen brauche". — Gerti D. wünscht sich einen guten, arbeitsamen Mann, ein langes Leben und gute Schwiegereltern. Ella T. wünscht mit 24 Jahren zu heiraten, denn: „Das wird ein Fest werden. Da haben meine Eltern silberne Hochzeit und mein kleiner Bruder Konfirmation." Hildegard B. kommt es nicht darauf an, „daß ich einen Reichen heirate, der dann immer krank ist, sondern ich will einen Gesunden haben." Lena S. findet: „Einen Mann suchen, das ist schwer." Lore W. ist noch ganz Kind und hat allerhand Pläne: „Ich heirate einmal einen ganz Hohen, entweder einen Arzt oder Rechtsanwalt, Bankdirektor, Bahnmeister oder Bahnvorsteher. (Die Eltern haben ein Bahnhofsrestaurant.) Kinder schaffe ich mir nicht an, da kann man ja nie zu einem Vergnügen gehen!" — Friedel F. weiß die Grenze des Möglichen: „Mit zwanzig Jahren schaffe ich mir einen Handwerker an, der ordentlich ist. Nach einem Jahr weiß ich dann, ob er mich lieb hat. Hat er mich lieb, so kann ich ihn heiraten." — Trude L. wünscht sich: „einen gesunden und sparsamen Mann, der ein Auto hat."

Sie haben eben schon scharf beobachtet, die kleinen Mädel und wissen oder ahnen, daß das Leben nicht leicht ist, was sie vor sich haben. Man kann ihnen nur wünschen, daß ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen. Die Ausdeutung dieser kindlichen Wunsch-Zeugnisse überlasse ich den geschätzten Lesern. —

Zeichnung: E. Pahlitzsch
Aufnahmen: Atlantic-Photo



Schürze geschäftig in Haus und Küche herumwirtschaften. In der Küche hantiere ich fleißig hin und her, kann nach Herzenslust kochen, braten und backen. Mein Zimmer halte ich fein säuberlich.“ —

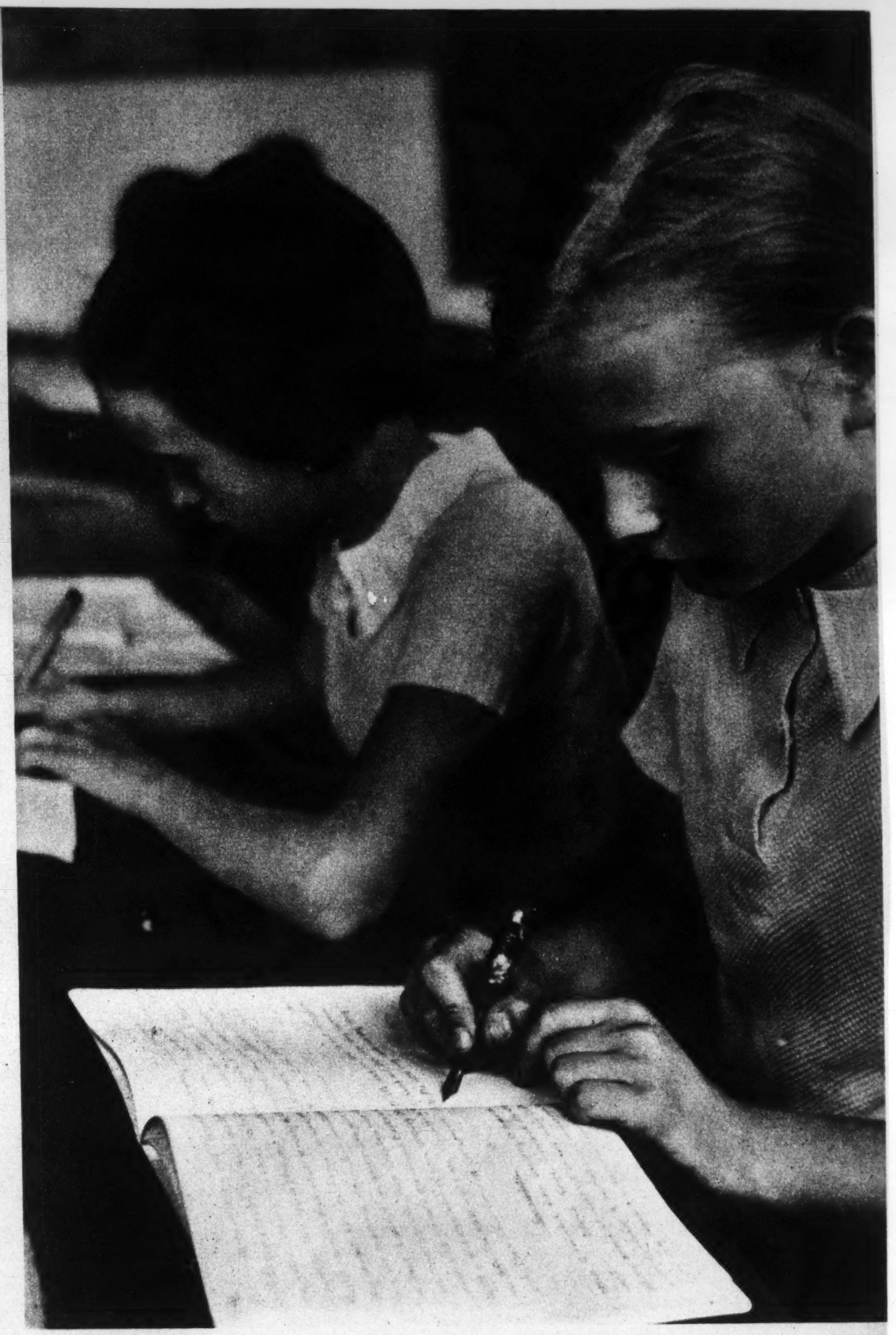
Irmgard K. dagegen will Verkäuferin werden. Sie schreibt: „Die besten Gedanken habe ich immer, wenn ich für mich allein bin. Da denke ich immer in die Zukunft hinein. Wenn ich aus der Schule komme, da lerne ich Verkäuferin. Dazu habe ich sehr große Lust. Aber ich weiß noch nicht, ob ich eine Stelle bekomme. Früher, als ich noch klein war und mein Verstand noch nicht so groß war, wollte ich immer Lehrerin werden. Aber jetzt weiß ich, daß ich nicht Lehrerin werden kann.“

Hilde Sch. will Köchin werden. Wanda F.: „will zu fremden Leuten gehen und Kochen, Backen, Waschen, Nähen lernen.“ Dann will sie Wirtschafterin werden. Gertrud D. will Hauswirtschaft in der Marienschule in H. lernen. Elli T. ist sehr klein und körperlich schwach. Sie möchte erst ein Jahr irgendwohin zur Erholung. Hildegard B. will Hausmädchen werden und viel lernen. Lore W. will Verkäuferin in einem Kaufhaus werden. Leni Sch. hat sich fest vorgenommen, Schneiderin zu werden. Karla Th. will zu Hause bleiben und der Mutter (viel Kinder) helfen, dann will sie Hausmädchen in einem Wirtshaus werden. Gerda S. sieht sich als Verkäuferin, Magda Th. ebenfalls, Lotte H. als Kindergärtnerin, Walli H. als Schneiderin und Gertrud A. auch. Dorothea H. möchte Tierzüchterin lernen, etwa auf einer Hühnerfarm oder einem Rittergut. Und so wechseln die Wünsche nach dem Beruf immer häufiger zwischen Verkäuferin, Schneiderin und anderer Arbeit in Geschäft und Haus und Fabrik. Aber die Arbeit in der Fabrik wird nur von Einzelnen als erstrebenswert angesehen. „Nur weil man gleich Geld verdient“, will man sich auch mit Fabrikarbeit begnügen. Sie drücken sich, wenn es sich um Fabrikarbeit handelt, sämtlich sehr vorsichtig aus: „Wenn ich nur Arbeit habe, —“ „wenn ich nur gleich Geld verdiene —“, schreiben sie und wissen genau, was sie meinen, aber doch nicht gern schreiben möchten. Hilde F. möchte „am liebsten in einem Kleidergeschäft lernen“. Einige reden ganz allgemein von „in Stellung gehen und Geld verdienen“.

Die Ausstattung und die Beschaffung der Mittel für die Ausstattung spielen sodann eine große Rolle. Da gibt es überraschend anspruchsvolle Leutchen: Da schreibt Magdalene Th.: „Wenn ich dann genug Geld gespart habe, dann kaufe ich mir, soweit das Geld reicht, eine schöne Küche und ein schönes Schlafzimmer, später auch noch ein Eßzimmer.“ Die Wäscheausstattung, die sie sich schaffen wollen, findet bei mehr als der Hälfte der Mädchen große Berücksichtigung und Erwähnung. Eine stellt eine interessante Rechnung auf. Sie will 15 Reichsmark in der Woche verdienen: „Davon schicke ich 14 RM. nach Hause. Davon darf meine Mama aber nur 5 RM. verbrauchen. Für die 9 RM. kaufe ich mir nach und nach Wäsche. Dann kommen auch mal Mantel, Schuhe, Strümpfe und Kleider dran.“ — Auch Elfriede F. will sich eine ganz moderne Küche, Stube und eine moderne Schlafstube kaufen. Andere machen sich schon ein Bild von ihrer zukünftigen Wohnung. So sagt Erna E.: „Wir müssen mal eine sehr schöne Wohnung haben (sie ist die ärmste in der Klasse!). Die Kammer kann dunkel sein, die Küche soll hell sein.“ Auch ein modernes Zimmer muß ich haben.

Auch Ilse R. ist für recht viel Ausstattung und eine schöne Wohnung. Andere Mädels haben noch größere Wünsche. Charlotte B. möchte später „Hauswirtin“ sein: „Vor und hinter dem Hause muß ein Garten sein. Ich möchte mir Schweine und Gänse halten.“ — Elfriede P. wünscht sich mal später ein kleines Häuschen mit einem Garten, der darf nicht fehlen. „Ich habe immer meine Freude, wenn alles blüht. Und die Zimmer müssen hell und luftig sein. Die Fenster will ich immer voll Blumen haben.“ — Ein Mädchen ist versessen auf Wandern und Reisen, das müßte sie haben, schreibt sie.

Auch die spätere Lebensführung spielt eine beachtenswerte Rolle in dem Schreiben der Mädchen: Martha R. nimmt sich vor, in ihrer Stellung ja nicht großmäulig zu sein. Lotte H. will: „meinen Eltern auf ihre alten Tage keine Schwierigkeiten machen. Sie sollen glücklich und zufrieden leben.“ — Lotte Pf. möchte gern die Tanzstunde besuchen. — Margarete G. hat sich vorgenommen, sich nicht mit den Eltern zu zanken! Gertrud G.: „Ich werde mich nicht auf die Straße stellen und klatschen und über andere Leute schwatzen!“ — Lena S.: „Ich werde mich danach halten, daß ich eine gute Hausfrau werde!“ — Wanda F. nimmt sich vor: „Ich will mich doch nicht herumtreiben, daß die Leute von mir Schlechtes reden!“ — Elsa Sch. schreibt: „Hoffentlich werde ich nicht in ein schlechtes Leben geführt, das wäre schlimm!“

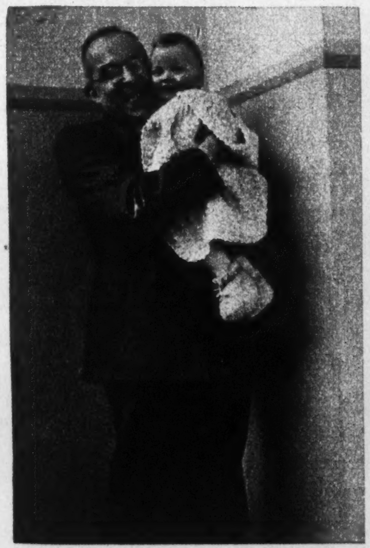


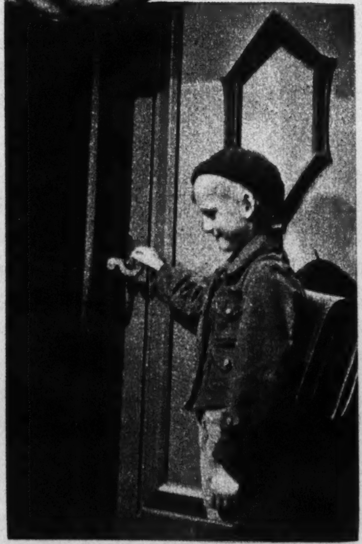
Ganz offen sprechen sie vom „Später“. Sie setzen sich eine Zeit, die meisten von 20—25 Jahren, in der sie sich verloben wollen. Und dann wollen sie alle heiraten. — Elsa R. wird ihren Mann sehr kurz halten: „Mein Mann muß stark und kräftig sein. Er darf keinen Alkohol trinken und nicht rauchen. Sein Geld muß er alles mir geben. Wenn er fortgeht, so würde ich immer mitgehen.“ Daß sie heiratet, ist Elsa Sch. selbstverständlich. Aber sie hat einen großen Wunsch: „Mein Mann soll aber nicht vor mir sterben, daß ich mich nicht so einsam zu fühlen brauche“. — Gerti D. wünscht sich einen guten, arbeitsamen Mann, ein langes Leben und gute Schwiegereltern. Ella T. wünscht mit 24 Jahren zu heiraten, denn: „Das wird ein Fest werden. Da haben meine Eltern silberne Hochzeit und mein kleiner Bruder Konfirmation.“ Hildegard B. kommt es nicht darauf an, „daß ich einen Reichen heirate, der dann immer krank ist, sondern ich will einen Gesunden haben.“ Lena S. findet: „Einen Mann suchen, das ist schwer.“ Lore W. ist noch ganz Kind und hat allerhand Pläne: „Ich heirate einmal einen ganz Hohen, entweder einen Arzt oder Rechtsanwalt, Bankdirektor, Bahnmeister oder Bahnvorsteher. (Die Eltern haben ein Bahnhofsrestaurant.) Kinder schaffe ich mir nicht an, da kann man ja nie zu einem Vergnügen gehen!“ — Friedel F. weiß die Grenze des Möglichen: „Mit zwanzig Jahren schaffe ich mir einen Handwerker an, der ordentlich ist. Nach einem Jahr weiß ich dann, ob er mich lieb hat. Hat er mich lieb, so kann ich ihn heiraten.“ — Trude L. wünscht sich: „einen gesunden und sparsamen Mann, der ein Auto hat.“

Sie haben eben schon scharf beobachtet, die kleinen Mädel und wissen oder ahnen, daß das Leben nicht leicht ist, was sie vor sich haben. Man kann ihnen nur wünschen, daß ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen. Die Ausdeutung dieser kindlichen Wunsch-Zeugnisse überlasse ich den geschätzten Lesern. —

Zeichnung: E. Pahlitzsch
Aufnahmen: Atlantic-Photo

Aufnahmen: Buttgereit, Schersch, Dr. Berger, Helmes, Dr. Krüger, Wiebring, Lewitz, Retzlaff





Bildergrüße, die unsere Leser uns sandten

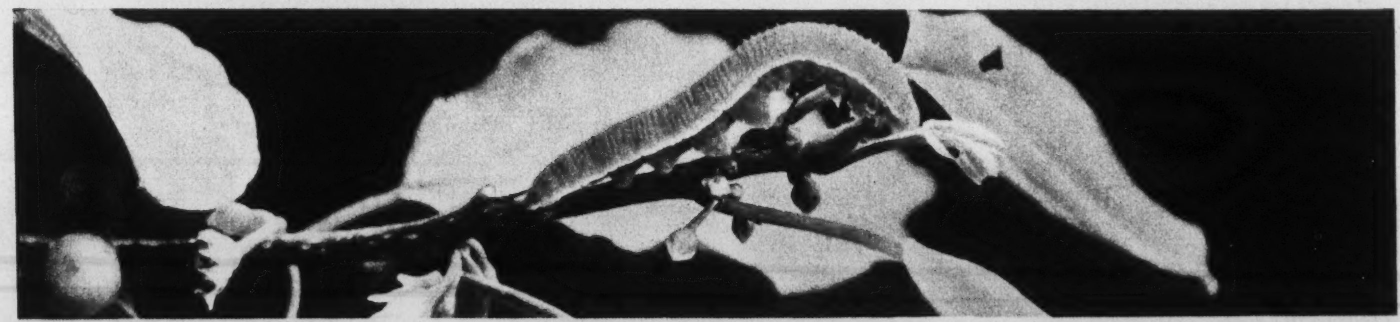
Wenn mein Vater nicht gewesen wäre

Von Fischer-Alohada

Als ich vor etwa 25 Jahren die Sexta einer städtischen höheren Schule besuchte, kam ich in der Klasse neben einem munteren Jungen zu sitzen, mit dem mich bald eine unzertrennliche Freundschaft verband. Freundschaften zwischen Zehnjährigen werden selten ohne einen äußeren Anlaß geschlossen. In diesem Falle wurde die Tatsache, daß ich meinen Banknachbar Robert F. einmal wegen einiger mir verlorengegangener Rechenaufgaben in seiner Wohnung aufsuchen mußte, der Anlaß zu einem Freundschaftsbunde, der heute noch besteht. Nachdem mir Robert die Rechenaufgaben gegeben hatte, zeigte er mir nämlich seinen Schatz, ein großes Aquarium, das er von seinem Vater zu Ostern zur Belohnung für gute Zensuren geschenkt bekommen hatte. Stichlinge jagten sich darin zwischen grünen Wasserpflanzen und weißen Kieselsteinen. Mein Interesse war gefesselt. Wohl eine halbe Stunde haben wir beide in das Fischglas geschaut und uns gegenseitig auf das muntere Treiben der Stichlinge aufmerksam gemacht. Weil ich mich gar nicht davon trennen mochte und auch so viel wissen wollte, forderte mich Robert auf, ihn doch am Sonntagvormittag nochmals zu besuchen. Da sei sein Vater zu Hause; der könne mir alles viel besser erklären. Ich versprach natürlich gern zu kommen und war am folgenden Sonntag auch pünktlich zur Stelle. Und nun lauschte ich den Schilderungen von Roberts Vater, der viel Merkwürdiges aus dem Leben der Stichlinge zu erzählen wußte und mir vor allen Dingen auch erklärte, wie man ein Aquarium einrichtet. Ich scheine wohl gar zu sehnsüchtige Augen gemacht zu haben; denn er versprach schließlich Robert und mir, mit uns am nächsten Sonntag bei schönem Wetter an einen großen Teich in der Vorstadt zu gehen und allerlei merkwürdige Wassertiere zu fangen. Robert und ich konnten den Sonntag kaum erwarten. Jeder von uns beiden stellte zwei große Gläser bereit. Roberts Vater hatte ein großes Fischnetz gebaut, und mit reicher Beute an Tieren, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, kehrten wir mittags wieder heim. In unseren Gläsern tummelten sich Wasserwanzen, Rückenschwimmer, Wasserskorpione, Libellenlarven, ein großer Gelbrand und sogar zwei kleine Krebse. Unsere Mütter waren entsetzt. Uns beide störte das aber wenig. Wir besuchten uns jetzt fast täglich und beobachteten gemeinsam (oder Sonntags zu dritt), wie die verschiedenen Wassertiere lebten, wie sie untereinander kämpften und sich gegenseitig auffraßen.

Zu Weihnachten bekam Robert von seinem Vater ein feines Buch vom „Leben im Wasser" geschenkt, dessen Bilder und Schilderungen wir voll Wissensdurst aufnahmen und das noch heute die inzwischen nach Tausenden zählende Bücherei meines Freundes ziert.

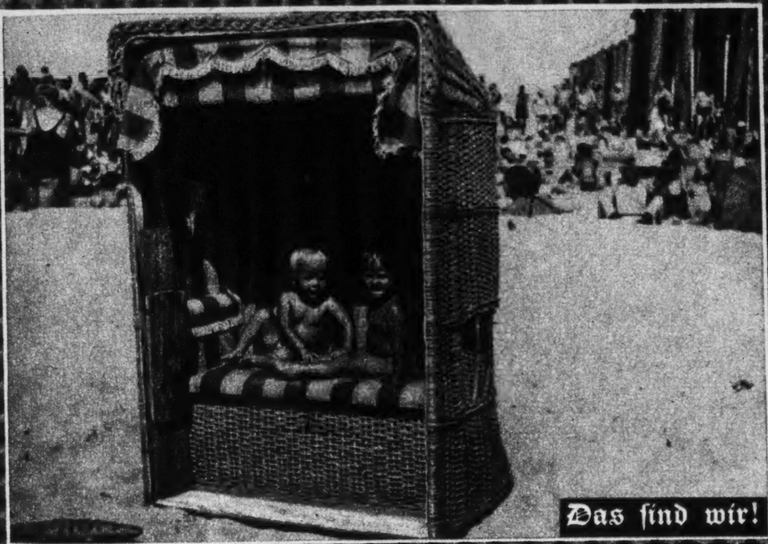
Wie oft fand uns jetzt Roberts Vater über das inhaltsreiche Buch gebeugt! Und ich erinnere mich noch gut, wie dieser uns dann wiederholt erzählte, daß er bedauere, in seiner Jugend kein einziges solches Buch besessen und erst nach seiner Lehrzeit als Kaufmann ähnliche Anregungen erhalten zu haben. Heute weiß ich, daß aus diesem Bedauern die Entsagung, d. h. der zwangsläufige Verzicht auf einen ihm wesensgemäßeren Beruf, gesprochen hat. Doch ließ er diese resignierende Stimmung niemals Herr über sich werden. Bald regte das Buch ihn zu Neuem an. Ein Terrarium wurde gebaut, und wir zogen Sonntags gemeinsam auf Eidechsenfang. Laubfrösche wurden gekauft. Wir lernten die in unserem Terrarium eingesetzten behäbigen Kröten und plumpen Unken lieben und konnten nicht mehr begreifen, wie manche Menschen Angst oder gar Ekel vor diesen nützlichen Tieren empfanden. Die Notwendigkeit, allerlei Futtertiere zu fangen, machte uns mit vielen Insekten, Spinnen und Würmern vertraut. Bald richtete Roberts Vater auch einen Raupenkasten ein, und unvergeßlich bleibt mir der Abend, an dem Robert zu mir ge-



Aufnahmen: Dietrich Magnus

Raupe vom Zitronenfalter

Den Berg hinauf



Das sind wir!

Was gibts Neues?

Wer ruft uns?

stürmt kam und mich, der ich zu Hause nicht so viel „Viehzeug" beherbergen durfte, zu sich holte. Aus einer unscheinbaren Puppe war soeben ein Tagpfauenauge, einer unserer prächtigsten Schmetterlinge, ausgekrochen. Zwei weitere Puppen, in die sich jene auf Brennesseln hausenden schwarzen Raupen verwandelt hatten, bewegten sich ebenfalls. Jetzt spalteten sie sich. Zwei Schmetterlinge mit zusammengeknitterten Flügeln zwängten sich heraus, verharrten eine Weile mit zitternden Leibern und Fühlern, schwangen dann langsam die sich allmählich entfaltenden Flügel, um nach einer halben Stunde ihren ersten flatternden Flug aus dem inzwischen geöffneten Kasten zu wagen. Auf einem Blumenstrauß ließen sie sich alsdann mit ihren schwingenden bunten Flügeln nieder und entrollten zum ersten Male ihre langen, dünnen Rüssel, um sich mit süßem Blütensaft für ihren Flug in den sonnigen Morgen zu stärken.

Begeistert schilderten wir anderntags im Naturkundeunterricht unser Erlebnis. Der schönste Lohn unserer Begeisterung war aber, daß uns der Lehrer beauftragte, mit ihm zusammen ein Raupenhaus für das Klassenzimmer einzurichten und zu betreuen.

Da sich den sonntäglichen Spaziergängen häufig ein guter Bekannter von Roberts Vater zugesellte und dieser nicht nur ein ausgezeichneter Kenner von Blumen, Heilkräutern und Pilzen war, sondern es auch vortrefflich verstand, uns in viele Geheimnisse des Pflanzenlebens einzuführen und allerhand Wissenswertes von vielen Pflanzen zu erzählen, erschlossen wir unsere Herzen und Sinne bald auch diesem Bereich der Natur. Mutter mußte eine Ecke der Bodenkammer für unsere Heilkräutersammlung freimachen. Wir wünschten uns Weihnachten sachgerechte Pflanzenpressen. Mit ihnen wanderten wir zu dritt oder viert im Frühjahr hinaus in die grünende Natur, um uns ihrer blühenden Schätze zu bemächtigen. Und als wir gar in der Schule das Bestimmen von Pflanzen lernten, war Robert bald der beste und sicherste Pflanzenbestimmer der Klasse. Seine Tier- und Pflanzenkenntnis übertraf jetzt die seines

„Blond" und „Braun" am Strand

Vaters, und in den letzten Jahren der gemeinsamen Schulzeit war er verdientermaßen die rechte Hand des naturwissenschaftlichen Lehrers.

Heute ist mein Freund selbst Lehrer und legt all sein Können darein, seine Schüler an die Quellen der Natur zu führen und in ihnen das Interesse für diese Welt der Schönheit und der Wunder und die Liebe zu ihren Geschöpfen zu wecken. Wir aber gedenken bei unseren Zusammenkünften oft unserer gemeinsamen Jugenderlebnisse, erinnern uns der ersten Beutezüge in die Umgebung unserer Heimatstadt und erzählen von jenem ersten Aquarium, von dem Raupenkasten oder von unseren Heilkräutersammlungen auf dem Oberboden. Wohl kommen wir, wenn wir unsere Gedanken weiterspinnen bis zu den erbbiologischen und rassepflegerischen Problemen der Gegenwart, zu der Erkenntnis, daß der Drang zum Forschen und Untersuchen, die Freude an der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen das Erbgut unserer Eltern und Vorfahren und als solches die notwendigen Voraussetzungen und Grundlagen unseres Schaffens sind. Daß aber dieses Drängen und Streben, dieser Beschäftigungs- und Leistungswille nicht viele Jahre hindurch — einer klaren Entscheidung bar — im Ungewissen schweben oder gar in der Irre gehen, sondern schon bald ein festumrissenes Ziel finden, dem sie sich mit geballter Kraft zuwenden können, das liegt — so lehrte uns die Erfahrung — in den Händen der Erzieher, insbesondere der Eltern. Ob sie das Säen vergessen, ob sie Unkraut säen oder wertvolle Samenkörner in den „Boden“ streuen, den sie selbst geschaffen haben und dessen Güte durch ihr Bluterbe vorbestimmt ist, ist häufig entscheidend für die Neigungen, Beschäftigungen und Berufsziele ihrer Kinder. Hierin und nicht in erster Linie in verstandesmäßigen Erwägungen liegt die Tatsache begründet, daß sich der Beruf so oft über die Väter auf die Söhne vererbt. Und im Gedenken an seine an Anregungen und Erlebnissen so reiche Jugendzeit beendete mein Freund unsere nachdenklichen Gespräche nicht bloß einmal mit den Worten: „Ja, wenn mein Vater nicht gewesen wäre!“

Aufnahmen: G. Haneberg

Hinein ins Meer!

O weh, das Wasser ist naß

Im Sonnenbad

Und dann — : essen!

Novelle von Henrich Hansen — Zeichnungen E. Pahlitzsch

Fortsetzung aus Heft 12

Der Wind heulte noch immer um das Haus, er schien aber doch schon etwas stiller geworden zu sein. Das tat gut um die Weihnachtszeit.

Frau Eike schlief nicht. Ihr Herz hämmerte und hämmerte. Sie hielt die heißen Hände ganz fest darauf und sah sich in der Giebelstube um.

Der Pastor verstand es, jeder Stube oder Diele eine Eigenart zu geben. Da war kein Bild, kein Stück Möbel, das nicht von dem Pastor hätte erzählen können. Der Schläger in der Ecke wußte von jungem Studentenglück und Streichen ein Lied zu singen. Eike sah den Schläger an und mußte an die feine Narbe denken, die sich unserem Pastor über die linke Backe zog. Und dort auf dem Nachttisch lag ein Album mit Studentenbildern. Eike griff danach und sah hinein. Ihr Blick fiel auf ein Bild: „Heidelberg, als der Mosel blühte und die Gitarre sang", stand darunter geschrieben. Und auf der Bildseite, Stuhr Arm in Arm mit einer kleinen Kellnerin. — Die Frau ertappte sich dabei, daß sie unruhig wurde. Warum? Das wußte sie wohl eigentlich selber nicht. Sie klappte das Buch zu und sah auf ein Wandbild. — Es war eine zarte Radierung von der „Grauen Stadt". Die Wolken lagen träge über dem Wasser, aber weiße Möwen schossen gespenstisch in dem Dunst auf und nieder. Der Künstler schien mit diesem Bild sehr verwachsen zu sein. Eike beugte sich vor und sah in der rechten Ecke die Signatur: „G. St."

Jener Abend fiel ihr ein, als sie den Pastor auf dem Marktplatz getroffen und sie beide Meerluft getrunken hatten. — Er hatte eine Zeichenmappe getragen!

Aus dem heißen Kachelofen stieg harziger Tannengeruch und der kleine Teekessel summte leise vor sich hin.

Eike zog sich still aus. Räkelte sich noch ein paarmal so ganz in Gedanken, weinte auch ein wenig. Aber sie fühlte, es waren keine heißen Tränen mehr, da wischte sie die Augen — und schlief.

★

Dem Weihnachtsabend ging ein schöner Wintertag voraus. Eben so, wie man sich ihn im Norden immer zum Weihnachtsfest wünscht. Der Himmel stand dunkelblau und hatte hier und dort ein weißes Wolkentuch an die Brust gesteckt. Die Erde war so hart gefroren, daß man noch die Menschen gehen hörte, auch wenn man an dem Ofen in Stuhrs Zimmer saß. So um Mittag fing es an zu schneien. Zuerst ein wenig, dann immer mehr, bis zuletzt die Flocken nur so durcheinander tanzten.

Der Marktplatz war bald ganz weiß, der Kirchturm hatte einen weißen Umhang umgetan und das Mildstedter Gehölz sah aus, als hätte der Weihnachtsmann dort seine Tannen aufgestellt für ganz Husum. Als dann die Glocken um fünf Uhr von der Marienkirche läuteten, klangen und riefen, war alles fertig.

Fuhrmann Uker aus Schleswig lud eben noch bei dem Kaufmann Topf ein bißchen Spielzeug und Eisenkram auf, als die Uhr drei schlug. Er mußte sich sehr beeilen, wenn er noch bis zum Fest wieder in Schleswig sein wollte.

Da fragte ihn plötzlich eine kleine Frau, ob sie wohl mit ihm nach Schleswig fahren könne.

„Gewiß, Deern! Ich denke, du willst auch noch zum Fest heim, da muß ich dich schon mitnehmen. Mußt dir aber von der Tour keine schöne Schlittenfahrt vorstellen. Ich habe schwer geladen, wie du siehst, und ich will die alten Kracken auch nicht zu sehr schinden. Wenn du vorne bei mir auf dem Fahrbrett sitzen willst, soll es mir recht sein. Hast ja auch noch mehr Wärme in den Knochen, als ich alter Knacker. Einen Augenblick, ich bin gleich fertig."

Eike stieg auf den Wagen und sah dem Schneetreiben zu.

Was wollte sie eigentlich? Wohin? — Ja, wenn sie das selber wüßte. Weg, weg von hier, nur weg!

„Zu Peter Timm?" fragte eine neugierige Schneeflocke. Eike wischte das kleine Ding aus dem Gesicht. —

Peter Timm! Sie drückte beide Augen zu und versuchte, ihn sich vorzustellen. — Versuchte es, aber es gelang nicht. Immer tauchte dazwischen das Bild auf, das sie bei dem Pastor im Album gesehen hatte. Peter Timms Bild war das nicht! Ja, was nun denn? Eike schrie in sich hinein: Bin ich denn eine Frau, die nichts als Sünde mit sich trägt? — Und doch, Peter Timm, fühle ich dich nicht mehr! Du bist nicht mehr Peter Timm, nicht mehr der, wie damals in der Unglücksnacht in Ostenfeld! Peter Timm, ich war auch dir nur ein Spielzeug!

Sie biß sich auf die Lippen, um nicht aufzuschreien.

„Komm Lotte, komm Bleß, so, hü, hü!" Der Fuhrmann sprang zu Eike auf das Fahrbrett, die Pferde zogen an — zu Eikes Weihnachtsfahrt.

Ueker wickelte Eike fürsorglich die Decke um die Beine. Er hätte gerne einen kleinen Klöhnschnack gemacht, merkte aber bald, daß die kleine Deern an seiner Seite nicht dazu aufgelegt war. So blieb er denn still und klopfte nur ab und zu mit der Peitsche auf die blanken Decken, die auf den Pferderücken auf und niederwippten. Dann sann er wieder vor sich hin. Ihm saß das Weihnachtsfest schon im Herzen.

Pastor Stuhr stand vor seiner Gemeinde auf der Kanzel als ein wahrer Seelsorger.

Wie lieblich sangen heute die Kinder. Und die große Orgel summte dazu mit, nicht hart und trotzig wie zum Reformationsfest. — Nein, so ganz anders! Und als nun die Männer und Frauen, die Stuhr vor sich sitzen sah, anfingen, das Lied von der „stillen heiligen Nacht" zu singen; und die Weihnachtskerzen an den Tannenbäumen leise mitsummten, mußte Stuhr wieder an die kleine Frau denken, die am Weihnachtsabend glaubte, nicht in seinem Hause bleiben zu können und nun — Gott weiß wo — umherirrte. Warum?

Wenn doch nur die Orgel jetzt nicht so schluchzen wollte!

Die Predigt war noch nie so kurz gewesen wie an jenem Abend, hatte aber auch noch nie so viel Herzen gepackt und geschüttelt wie damals. Sie zog die große Himmelsliebe auf die Erde herab, hinein in die Husumer Kirche, und pflanzte sie tief in die Herzen.

„Weihnachten feiern, heißt wahrhaft Mensch sein, Weihnachten feiern,

heißt ein Kämpfer sein — und Weihnachten feiern, die Liebe kennen", sagte Stuhr. „Und wenn wir alle noch niemals das Herz voll davon hatten, so voll, daß selbst die Sünde um dieser Liebe willen Kinderspiel wurde, hatten wir noch nie Recht, Weihnachten feiern zu können.

Und nun geht nach Hause, Leute, sucht diese Liebe heute Abend noch und wenn ihr sie gefunden habt, dann feiert Weihnachten, wie wir es hier an der Wasserkante zu feiern pflegen."

Die Leute gingen still nach Hause und mancher drückte seinem Nachbarn, den er sonst nicht ansah, still die Hand und wünschte ihm glückliche Weihnachten. —

Der Senator ging mit hartem Gesicht nach Hause. Er fand die Liebe nicht mehr. Er ließ auch die Kerzen an seinem großen Tannenbaum anzünden, aber Weihnachten, im Sinne des Pastors, feierte er nicht.

Stuhr saß um dieselbe Stunde in der Giebelstube und sah in den gelben Lichterschein des Tannenbaums, den er heimlich für Eike geputzt hatte.

Und nun saß er ganz allein mit ihrem Weihnachtsbaum.

Er horchte in sich hinein — und fühlte seine Liebe immer tiefer und stärker werden. Da sprang er auf, drückte mit beiden Händen die Lichter aus, küßte ganz zart die Goldspitze des Baumes und ging still in sein Bett.

Und als er still die Augen schloß, fühlte er noch, daß seine Liebe Eike suchen und finden würde bis alles zurechtkam und auch Eike ihre Ruhe fände. Schlaf wohl, kleine Eike!

★

Der Winter verging. Frühling stand über dem Land zwischen beiden Meeren. Peter Timm war auf der Kropper Chaussee und wartete auf den Omnibus. Er wollte nach Hause fahren.

Er trank, so sagte man, viel nach seiner Hochzeit. Hatte er es auch schon früher manchmal recht arg getrieben, so ging es nun ganz bergab mit ihm. Immer noch sah er sehr gut aus, nur lag um seinen Mund ein frivoler und spöttischer Zug. Peter Timm war seelisch häßlich geworden.

Nun sah er den jungen Mädchen nach, die Arm in Arm ins Grüne zogen, denn auf den großen Wiesen war schon der Frühling eingezogen. Tief kuschelten sich gelbe Butterblumen in ein dunkelgrünes Grasbett, die Schwalben schrieen vor Frühlingslust. Und wenn die Lerche ins Blaue gegen die Sonne stieg, drückte Mutter Kibitz sich tief in das Nest und horchte nach oben, so lange, bis auch ihre Zeit kommen mußte.

Peter Timm sah wohl die Jungmädchen, — aber den Frühling sah er nicht. Früher wohl, da war ihm auch jeder Frühjahrstag ein Festtag gewesen. — Aber das war schon lange her.

Er schrak plötzlich zusammen. — Verdammt nochmal, war — war das nicht Eike, die da langsam kam? —

Sie war es!

Die Zähne fest zusammengebissen und ihr in die Augen gesehen.

Auch Eike drehte den Kopf und sah ihn an.

Nun, dachte Peter Timm, wird sie erschrecken, wenn sie mich sieht. —

Sie erschrak nicht — und wurde auch nicht einmal unsicher. Ruhig ging sie auf ihn zu.

„Guten Tag, Peter Timm, ich habe es gefühlt, daß du hier sein mußtest. Ich glaube, wir beide haben wohl noch einmal zusammenkommen müssen. Ist noch allerlei zu besprechen, scheint mir. Wenn du einen Augenblick Zeit für mich hast, Peter Timm, komm mit nach dieser Bank dort. Mir fällt das Stehen nach meiner Krankheit noch recht schwer!"

Sie zeigte auf eine grüne Bank, die auf der anderen Seite des Weges unter einer alten Kastanie stand. —

Peter wollte ihr die Hand zum Gruße geben, zog sie aber zurück, als Eike darüber hinwegsah.

„Mir scheint, die Frau Senator sieht ein wenig blaß aus, wie?"

„Frau Senator, Peter Timm? Wir wollen darüber schweigen. Daß ich nicht lange mehr Frau Senator sein konnte, wird dir seit der Nacht von Ostenfeld doch wohl klar gewesen sein."

Das Blut lief Eike über das bleiche Gesicht bis in das blonde Haar hinein.

Sie sah Peter Timm fest an und mußte sich wundern, daß sie diesem Manne vor sich einmal alles hatte sein können. —

Ging es denn überhaupt an, mit diesem angetrunkenen Menschen von ihrem Kinde zu sprechen, das frühgeboren und frühgestorben in einem der kleinen Kindergräber auf dem Schleswiger Kirchhof einen Platz gefunden hatte? —

Doch, — es war auch sein Kind!

Sie setzten sich und schwiegen eine ganze Weile.

Eike sah über die blaue Schlei hin. Viele weiße Segel zogen still über das blanke Wasser, Möven tauchten unter, stiegen auf und schrieen hart, wenn sie eine Beute erhascht hatten und tauchten dann wieder in dem blauen Dunst unter, der sich weithin an den Wäldern entlangzog.

Nimm eine Handvoll bunte Blumen und lege sie auf das kleine Kindergrab

Der Mann wollte Eikes Hand fassen. Sie aber entzog sie ihm hart, — und rückte ein Stückchen von ihm ab.

„Laß das, Peter Timm, das ist nun zu spät! Ich habe dir in diesem Augenblick viel sagen wollen, auch viel erklären, — aber nun — nun kann ich es doch nicht. So will ich dich denn nur noch um eines bitten. Wenn du einmal über unseren Schleswiger Kirchhof kommen solltest, — nicht so wie heute, nein ordentlich und gut, — dann nimm mal eine Handvoll Blumen, bunte Blumen, wie sie Kinder so gern haben und lege sie auf das kleine Kindergrab rechts an der Pforte und sprich ein Gebet für dein Kind, Peter Timm!"

Sie schluchzte weh auf.

„Du, Peter Timm, glaube nur, besonders die in Not und Leid geborenen Kinder, — und so eins war unser auch — spüren es noch im Grabe, wenn Blut von ihrem Blut vor ihnen steht."

„Und nun will ich gehen."

Peter Timm riß sie hart zurück.

„Und wohin willst du? Und wenn du mich auch heute wie einen Verbrecher behandelst, so habe ich doch ein Recht an dir. Du hast mich elend gemacht, — du ganz allein! — Mir ist der Wind härter als dir um die Ohren geweht in diesen Jahren, darauf kannst du dich verlassen! Aber dir ist das alles gleich! Peter Timm soll alle Schuld haben, dafür ist er immer noch gut genug. Halt, red mir nicht dazwischen. Hast du mir früher nicht alle Tage von Liebe gesprochen? Mir ist auch so, als wenn du noch in der Ostenfelder Nacht sagtest, du hättest mich nie vergessen. — Du wußtest doch auch damals, wer Peter Timm war. Ist es nicht so? Und nun spielst du Richterin? Ich denke, wir haben uns beide nichts vorzuwerfen."

Er fing wieder an, weich zu werden.

„Deern, prüf dich doch einmal, fühlst du denn gar nichts mehr für mich?"

Er riß den Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank.

Eike sah ihn an und erlebte nur den fremden Mann.

„Peter Timm, ich bin immer ehrlich zu dir gewesen. Liebe habe ich für dich nicht mehr, nicht einmal Freundschaft. Ich bin in der letzten Zeit heftig mit mir zu Rate gegangen und erkannte, daß Richtiges wohl nie zwischen uns gewesen ist. Es mag wohl, ich muß ehrlich zu dir sein, unsere Jugend gewesen sein, die uns festhielt. Wir haben den gleichen Blutschlag gespürt, du und ich, aber unsere Herzen und Seelen haben sich nicht gefunden. Wenigstens du hast nicht die richtige Liebe für mich gehabt, sonst hättest du mich einst nicht allein lassen können. Liebe fragt nicht lange, sondern handelt. Ich hatte damals noch keinen anderen Menschen kennengelernt und da mußte ich wohl meinen, du seiest der einzige Mann, der etwas Großes und Schönes in sich trüge."

Peter Timm starrte vor sich hin.

Da sprach die Frau weiter. „Du hättest mehr Mann sein müssen, dann hätte sicher alles gut werden müssen; vielleicht hätten wir uns dann auch jetzt noch finden können, obgleich doch viel zwischen uns steht. Aber nun? Nun ist das heiße Verlangen weg. Du bist nicht mehr der Mann, den ich liebte. Du bist nun für mich Peter Timm, der fremde Schreiber." —

Da stand der Mann auf und gab Eike die Hand. „Hast recht, mein Deern, es ist aus — zu spät für mich! Was der kleine Peter nicht gelernt hat, schafft der große auch nicht mehr. Laß es dir gut gehen. Und was ich noch sagen wollte.... Das mit den Blumen für unser Kind, daran denke ich!"

Er setzte den Hut auf und ging leicht schwankend über die Straße — auf die Schleiwirtschaft zu.

Da wurden die kleinen Vögel hoch in der Luft einen Augenblick ganz still. Aber es dauerte gar nicht lange, da sang die Lerche schon wieder: „O, wie freue ich mich, und wie lebe ich gern!"

Eike stand auf, wischte sich mit der Hand über die Augen und ging still in den Frühling hinein, und erlebte seit ihrer Jungmädchenzeit zum ersten Mal wieder die große Frühjahrsfeier der Natur. Sie pflückte eine kleine Buschwindrose ab und steckte diese an das Kleid.

★

Stuhr saß in seiner Studierstube und sang zu seiner Gitarre ein eigenes Lied. — Lieder der Seele können ganz tief und voll klingen, als ob Kirchenglocken läuten. Dann muß man ganz still vorübergehen, denn meistens klagt dann ein krankes Herz. Hört man aber Lieder, die von Vogelsang und Frühling erzählen, dann bleib stehen — ganz still — und störe den Sänger nicht. Seine Seele jubelt dann so: „O, du, wie habe ich dich lieb! O du, wie bin ich dir gut. O du, wie glaube ich an dich!" Und — o du, was bist du alles für mich!"

Pastor Stuhr sang so ein Frühlingslied.

Seine Augen sahen aus dem Fenster gen Himmel, Schwalben flogen hin und her, immer zu zweien. Sie plauderten und erzählten. — Ganz weit von draußen her zog ein Segelboot langsam in die Husumer Au. „Adele" stand auf dem weißen Segel.

Senator Hausfeld saß mit seiner jungen Frau am Stäven und ließ sich von dem Strom treiben. Unter dem Leinen, halb verdeckt, hockt der alte Bootsmann Naeven und spielt auf seinem alten Schifferklavier. Stuhr kannte den alten Naeven gut und wußte auch genau, was er spielte. Immer das alte Lied, das hier an der Nordsee zu Hause war und blieb:

Es waren zwei Königskinder,
die hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.

Ein Windstoß kam und warf weiße Gischt über das Boot. Da zog Senator Hausfeld seine junge Frau fest und schützend an sich. Und beide jungen Menschen lachten. — Stuhr sah das und griff wieder in die Seiten — einmal — zweimal — ganz hart. Dann legte er das Instrument fort und machte still die Augen zu. — Eike — Eike! — Seine Seele sprach mit ihr. „Kannst du mich noch nicht so liebhaben, daß du mich suchen mußt? — Eike? — Liegt noch immer Schatten zwischen uns? — — Der Senator kennt dich doch nicht mehr. Kann dich auch nicht mehr kennen. Er pflegt seine Rosen, weil sie schön sind und lebt wieder in seiner Welt allein, die ihm Freude macht. — Eike? — Ist es immer noch Peter Timm? — Auch er kann es doch nicht mehr sein. Hast in den letzten Jahren zu viel mit ihm erlebt! — Warum findest du denn noch nicht zu mir?

Der Wind sprang durch das offene Fenster in die Stube und riß an den Gardinen. Dann rüttelte er den stillen Grübler wach.

Trug er nicht einen feinen Rauch in die Stube? Da wurde unserem Pastor plötzlich die Seele ganz hell. Seine Augen wurden so froh, wie sie Frau Remke noch nie gesehen — und nun rief er gar: „Packen, Frau Remke, packen! Ich will mir eine weiße Rose holen! Packen, Frau Remke, packen!"

Mutter Remke kam, so schnell es ging gelaufen und wußte nicht, was sie von ihrem Pastor und seinem Reden halten sollte. Der aber rief schon wieder: „Los, Frau Remke, die Sache eilt. Ich will mir die Rose holen, ehe der Sommer vorbei ist.

Da eilte Mutter Remke fort und holte des Pastors Reisetasche und fing an zu packen.

„Soll ich auch den hellen Hut mit einpacken, Herr Pastor?"

„Und warum?"

„Ach, ich meinte nur so. — Sie sagten doch, sie wollten noch in den Sommer hinaus und — —"

„Gewiß, Frau Remke, auch der Hut muß mit!"

Stuhr war ausgelassen wie ein Schulbub.

Mutter Remke sah still zu — und wischte sich ein paar heimliche Tränen fort. Sie hatte nur einen kurzen Sommer und dann einen langen Winter in ihrem Leben kennengelernt. Wenn sie auch die Reden ihres Pastors nicht

verstanden hatte, — sein Singsang sagte ihr alles. Doch war sie keine Frau, die lange den Kopf hängen ließ, darum pusselte und packte sie denn bald frisch drauflos, bis auch das letzte Reisestück in der ältlichen Studententasche verschwunden war.

Aber lange nachgesehen hat sie dem Pastor doch noch, als er mit hellen Augen nach draußen zog. Sie sah, wie er am Senatorhaus den Kopf nach dem Fenstervorbau drehte, im Gehen eine knappe Verbeugung machte und den Hut zog. Dann drehte er sich um, winkte Mutter Remke im Giebelfenster zu — und war verschwunden.

*

Heute sah sich Stuhr zum ersten Mal seit seinem Aufenthalt in Husum die freundliche, alte Stadt so recht an. Wie das kam, wußte er selber nicht. Aber so sind die Menschen. Ist ihr Herz voll schwerer Gedanken, sehen sie den schönsten Sonnenschein nicht. Ist das Herz aber voll Glück, dann wirft man selbst im Schneetreiben den Ueberrock ab, weil er zu warm ist.

Mit forschem Ruck warf Stuhr seine Reisetasche auf den Wochenwagen. Er selber wartete nicht, bis der alte Uecker losfuhr, sondern ging voraus. Er hatte den Hut in den Nacken geschoben und sah in den blauen Himmel. Hörte die Vögel singen, die Blumen flüstern — und hielt seine Abendandacht. Dabei schritt er frisch weiter in der Richtung nach Schleswig. Als er durch Ohrstedt kam, saßen die Leute draußen vor den Türen. Einige grüßten ihn. Und als der Pastor freundlich erwiderte, da sprachen sie noch hier und dort einen Augenblick über den freundlichen und netten Pastor aus Husum.

Stuhr merkte das wohl und hatte dabei ein Glücksgefühl in sich.

Erst in Silberstedt holte ihn der Wochenwagen ein und wollte ihn mitnehmen. Doch Stuhr dankte und ging weiter. Als er in Schleswig ankam, krähten die Hähne schon: „Aufstehen!" Stuhr fühlte sich aber trotzdem nicht müde, wenn die Beine auch die dreißig Kilometer spüren wollten.

Er zog seinen Rock aus und setzte sich unter die Bäume auf eine grüne Schleibank, trank die duftige Sommermorgenluft und bekam immer hellere Augen.

Eine junge Frühaufsteherin kam und wollte sich auf die Bank setzen. Als sie den Fremden sah, stutzte sie und wollte vorübergehen. Stuhr rückte zur Seite und sagte: „Sie wollen sicher, wie ich, den Morgen erleben. Ich störe sie nicht!" Die kleine Deern sah ihm hell in die Augen — und setzte sich.

„Ja, der Morgen ist mir das Schönste", sagte sie ein wenig unsicher.

Fortsetzung folgt in Heft 16.

Elternsorgen

Eine Mutter spricht zur Mutter

Immer wieder diese dummen Streiche!

Du sagst, du hast mit deinem Kinde so viel Aerger! Bei allen dummen Streichen ist es immer vorneweg; und du möchtest doch so gern ein recht artiges und wohlerzogenes Kind haben.

Wenn du unter wohlerzogen und artig ein gesundes, lebensfrohes Kind verstehst, mit einem zwar bescheidenen aber doch ungezwungenen Verhalten Eltern und Lehrern und der Umwelt gegenüber, so mag das gut sein. Und wenn das Kind wirklich dumme Streiche macht, so erkläre ihm ruhig und ernst, daß dumme Streiche mitunter auch zu schlechten Taten führen können, zu Taten, die Unehre bringen.

In deinem Herzen aber bedenke, daß diese kleinen Dummheiten durchaus nicht immer groß aufgebauscht werden müssen; sie sind durchaus nicht immer Ausdruck eines schlechten Charakters, sondern kommen oft aus sprudelnder Lebenskraft und -freudigkeit. Sehr tugendhafte Kinder aber sind mitunter kleine Feiglinge und entwickeln sich später durchaus nicht immer zu angenehmen Volksgenossen.

*

Katastrophe . . . ?

Der Junge hat sich unerlaubt zehn Pfennige angeeignet. Und jetzt bist du ganz erschüttert und fragst verzweifelt? Wie kommt mein Kind dazu, zu stehlen?

Ganz gewiß sollst du über dieses Vergehen nicht hinwegsehen; mache deinen Sohn sehr ernst auf die große Torheit aufmerksam, die er beging. Es wird besser sein, wenn du die Tat „Torheit" nennst und nicht „Diebstahl". Zeige aber auch im weiteren Verlauf der Zeit, daß du durch dieses einmalige Abgleiten keineswegs das Vertrauen zu deinem Kinde verloren hast.

Etwas aber ist dringend nötig: Erziehe dein Kind so, daß es zu Geld und Besitz die richtige Einstellung bekommt. Gib ihm den Begriff für den richtigen Gebrauch des Geldes und damit den Begriff der Redlichkeit.

Faulpelz?

Du klagst: Niemals wird dir die zwölfjährige Tochter ohne deine Aufforderung im Haushalt Hilfe leisten; und auch dann nur ungern.

Du bist im Recht, wenn du dir darüber Sorge machst. Vielleicht ist dein Mädel wirklich ein kleiner Faulpelz. Aber vielleicht bist du auch selbst schuld daran —?

Man wird mit vorwurfsvollen Worten schwerlich etwas erreichen. Das Kind lernt Arbeit dann am allerbesten kennen und *lieben*, wenn man es sehr frühzeitig im Spiel an diese Arbeit heranführt, es so zur Arbeit erzieht.

Du mußt aber auch die Arbeit des Kindes *wichtig* nehmen, auch wenn sie zuerst noch oft unvollkommen ist und dir keineswegs eine Hilfe. Und bedenke auch, es läßt sich durch das Beispiel viel mehr erreichen als durch vieles Reden. Sieht das Kind im Elternhause von kleinauf Tag um Tag ein fleißiges Schaffen, so wird dieses vorgelebte Beispiel dem Kinde seine Spuren einprägen.

*

Gehorsamkeit

Dein Kind gehorcht nicht; immer muß es widersprechen!

Wenn man ein Kind von Anbeginn seines Lebens richtig erziehen will, genügt zum Gehorsam ein einziges Wort, das erwidert wird; es genügt ein Nein. Und der Ton, in dem dieses Nein gesagt wird, muß dem Kinde jede Neigung nehmen, zu widersprechen.

Benutze aber deine Erziehungsrechte nicht zum Erzwingen eines blinden Gehorsams, wenn dein Kind sich etwa einmal gegen eine Entscheidung auflehnt oder in einer Angelegenheit mit dir nicht ganz einer Meinung ist. Heimlichkeiten und Lügen könnten die Folge sein. Laß also vor dem Gefühl deiner Ueberlegenheit nicht die Gerechtigkeit untergehen. Und bist du einmal dem Kinde gegenüber im Unrecht, so sieh das auch ruhig ein.

Es ist ja meist so, daß die Eltern, die das Vertrauen ihrer Kinder besitzen, auch gehorsame Kinder haben.

M. B.

„Immer ist das Brot gleich trocken und ungenießbar, und die ganze Familie schreit: „Scheußlich hart sind die Stullen!" Kein Wunder, liebe Hausfrau. Laß' einmal deinen Brotkasten sehen: Na also, — er ist wenigstens seit einem Monat nicht mehr sauber gemacht worden. Löcher, die immer frische Luft ans Brot heranlassen, hat er natürlich auch nicht. Und da wird gejammert!

Alle neuzeitlichen Brotkästen haben Luftlöcher, denn Luft ist das Wichtigste für das Frischhalten von Backwaren. Ist das Brot ganz frisch, so schneidet man es zweckmäßigerweise durch und legt es eine Nacht auf ein Brett oder einen Teller, um den frischen Teiggeruch zu entfernen.

Das Wichtigste aber ist Sauberkeit. Mindestens alle acht Tage muß der Brotkasten gründlich gesäubert und vor allem gut ausgetrocknet werden, denn sonst schimmelt das Brot. Um Himmels willen kein nasses Tuch ums Brot, wie man es früher häufig tat. Annehmbarer ist schon der alte Ratschlag, einen Apfel in den Brotkasten zu legen. Hat man keinen Brotkasten, so nimmt man einen Steintopf mit Deckel, der eins allen anderen Töpfen voraus hat: er nimmt keinerlei Geruch an.

Ist uns das Brot doch trocken geworden, so lassen wir es ganz hart werden und reiben es. Eine Brotsuppe sauer oder süß, ein Apfelbrotauflauf oder eine Biersuppe mit feingeriebenem Brot findet nirgendwo Kostverächter. Pumpernickelreste bereitet man in abwechselnden Schichten mit Preißelbeeren und Quark. Trockene Brötchen kann man ja stets in Fleischklößen, Hackbraten und Gehacktem verarbeiten. Oder man backt sie kunstgerecht wieder zu frischen Brötchen auf.

Wie sprechen unsere Leser über die „Reichs-Elternwarte"?

Aus Zuschriften, die an uns gerichtet wurden:

„Ich bin Bezieher der „Reichs-Elternwarte" und habe diese Zeitung als außerordentlich wertvoll und lehrreich schätzen und lieben gelernt. Der Inhalt hat uns schon viele gute Fingerzeige und Anregungen gebracht, die wir täglich mit Erfolg auswerten konnten..."

D. J., Werkführer, Gröfitz/Sachs.

„... Zugleich nehme ich gern diese Gelegenheit wahr, um der Gesamtschriftleitung meine freudige Zustimmung zu den wertvollen erzieherischen Bestrebungen der „Reichs-Elternwarte" auszusprechen. Nicht nur eine selbstgeleitete 25jährige Kinderstube veranlaßt mich hierzu, sondern vor allem auch meine fachärztliche Berufstätigkeit. Wer täglich im Dienst der Psychoterapie bei Seelischkranken, in der Heilpädagogik von schwierigen Kindern und der Beratung der Eltern steht, begrüßt ärztlich und erzieherisch denkend die vorbeugenden und aufbauenden Gedankengänge Ihrer Zeitschrift, die ja ganz von dem Wahlspruch ausgehen: „Vorsorge ist besser als Fürsorge". Ich wünsche Ihren Bestrebungen segensreichen Erfolg.

Heil Hitler!

Dr. med. Rh. L., Köln.

„Seitdem mir Ihre „Reichs-Elternwarte" ins Haus gebracht wird, wollte ich schon immer schreiben — und diese kurzen Ferien sollen nicht vorübergehen, ohne daß es geschieht. Wie gern ich darin lese, und wie ich die allerliebsten Bilder immer ansehe! Wenn ich mich von den Heften hätte trennen können, hätte ich sie einer deutschen Kollegin in Argentinien geschickt, mit der ich, als Betreuerin des VDA. im Briefwechsel stehe, d. h., deren Schülerinnen mit meinen Mädels. Nachdem ich sie jetzt meinen Schülerinnen, auch deren Eltern, gezeigt habe, um dafür zu werben, sollen sie den Weg über das Meer antreten..."

Heil Hitler!

E. D., Lyzealoberlehrerin.

„... Zum Schluß möchte ich Ihnen als Mutter noch für all die wertvollen Anregungen in Ihrer Zeitschrift danken. Ich bedauere nur eins, daß ich diese Zeitschrift nicht schon vor 9 Jahren, also zu Schulbeginn meines Jungen, lesen durfte.

Heil Hitler!

Frau E. K., Rangsdorf bei Berlin.

Dr. Hans Hajek:

Gefährliche Berufe für Unberufene

Was können unsere Kinder werden?

Alle Jungen, in einem gewissen Alter, wollen Rennfahrer werden; wenigstens heute. Vor dreißig Jahren träumten sie davon, nach Amerika auszuwandern und, als Gaucho auf dem wilden Mustang sitzend, über die Prairie zu jagen. Noch früher faßten sie den festen Entschluß, wenn sie in der Schule sitzen bleiben sollten, ihren Eltern nach Hamburg durchzubrennen, wo man ihrer als Schiffsjungen ja dringend bedürfte; als Kapitäne gedachten sie dann wieder vor ihre erstaunten und unterdes milder gewordenen Väter und Mütter hinzutreten. Solche Knabenwünsche sind in einem Zeitalter, in dem es so langweilige Einrichtungen wie Schulen gibt, einfach selbstverständlich, im übrigen aber ganz ungefährlich. Es kommt heute weder zu einer Ueberflutung mit Rennfahrern, wie es gestern zu einem Ueberangebot von Gauchos und Cowboys kam oder vorgestern zu einem Gedränge hoffnungsvoller Schiffskapitäne in spe. Berufe, und seien sie noch so abenteuerlich und glanzvoll, zu denen der Weg durch sichtbar harte Arbeit und kräfteverzehrendes Training geht, bleiben für den verwegensten Träumer ohne Verhängnis. Der Zuzug zu ihnen schränkt sich (sicherlich mit gelegentlichen schweren Enttäuschungen für den einzelnen) auf die wenigen ein, die durch Schicksal und eisernen Willen wahrhaft berufen sind.

Weitaus gefährlicher sind die Berufswege, denen gegenüber mit der angeblich angeborenen Begabung alles getan scheint. Müllers Ria hat sich eingehend im Spiegel betrachtet und hat sich für sehr geeignet gefunden zum Filmstar; ihre Mutter ist ganz derselben Meinung. Außer ihrer „schönen Figur", dem süßen Puppengesicht und einiger Uebung im Umgang mit dem Lippenstift bringt sie für ihren ersehnten Beruf wenig mit; aber sie ist auch überzeugt, daß sie nur noch wenig brauche . . . die Hauptsache wären „gute Verbindungen" zu einem berühmten Filmregisseur. Und um diese Verbindungen zu bekommen, bombardieren Mutter und Tochter um die Wette die Briefkasten der Filmzeitschriften, versenden sie Dutzende von Briefen an angebetene Kollegen von morgen. — Genau der gleiche Typ, nur in einer höheren Gesellschaftsschicht, strebte vor einem Menschenalter „zur Bühne"; war ein wenigstens andeutungsweises Talent vorhanden, so ließen sich diese Mädchen auch, unter Drangabe der letzten Spartaler ihrer bedauernswerten Familien, im Klavierspielen, Malen und Singen unterrichten — Sängerin zu werden hat übrigens auch heute noch seine Reize, seit man ja im Film gesehen hat, wie leicht alle Hindernisse mit einer siegesgewissen Koloraturarie zu nehmen sind. Der, wie ich meine: nicht ungerechte Spott über solche Berufsträume der Unberufenen gilt übrigens dem Mädel wie dem Jungen in gleicher Weise. Denn auch unter den männlichen Jugendlichen gibt es unentwegte Fantasten, die mit einigen guten Gaben der Natur, die oft genug bloß eingebildet sind, und mit den nötigen „einflußreichen Verbindungen" billig zu Gelde und gesellschaftlicher Hochachtung zu kommen glauben: als „Künstler" jeglicher Art, als Berufssportsleute usw.

Ganz sicher wird freilich in jedem Berufe, in dem es Unterschiede der Eignung gibt, der „Berufene" vor dem „Unberufenen" sich auszeichnen. Es gibt sozusagen geborene Aerzte, Kaufleute, denen das Geschäft (ohne üblen Nebensinn) im Blute liegt, ausgesprochene Draufgänger-, Führer-, Gelehrten-Naturen, die es aus dieser Anlage magnetisch in Berufstätigkeiten zieht, wo sie sich entfalten können, die dafür aus ihnen ungemäßen Berufssituationen hartnäckig wieder herausdrängen, bis sie endlich ihren Weg gefunden haben. Aber ebenso sicher ist die Notwendigkeit solchen Berufenseins nicht überall, in allen den vielfachen Tätigkeiten des Berufslebens, von gleicher Strenge. Es gibt Millionen von Arbeitern, Angestellten, Beamten und Selbständigen, die ohne eine besondere „Berufung" für ihr Fach und ihre besondere Tätigkeit Tag für Tag anständige Durchschnittsleistungen vollbringen und die den gewöhnlichen Anforderungen durchaus genügen. Ohne dieses Heer gewissenhafter, treuer Durchschnittsmenschen, die an jedem Platz, an den die Volksgemeinschaft sie stellt, ihre Pflicht tun, wäre unser Leben gar nicht denkbar. Es wäre sehr überheblich und undankbar, das zu übersehen. Denn wenn der aus seiner Anlage für eine bestimmte Arbeit her Berufene auch gewiß Spitzenleistungen vollbringt, die dem minder speziell Begabten und Interessierten immer unerreichbar sein werden, so ist umgekehrt der nicht besonders berufene Durchschnittsmensch auf einem viel weiteren Leistungsgebiet zur Arbeit verwendbar; während der Berufene eben nur auf dem engeren Gebiete seiner besonderen Berufung wertvolle, überdurchschnittliche Leistungen vollbringt, auf allen übrigen Gebieten aber oft genug „unter aller

Kritik" verbleibt. — Also ist die Bedeutung des Berufenseins in den einzelnen Berufsgebieten verschieden. Aber es gibt nun eben doch Berufe, in denen dieses wahrhafte Berufensein schlechthin die Hauptsache ist, in denen der unberufene, wenn auch sonst noch so brave und begeisterte Durchschnittsmensch überhaupt unbrauchbar oder geradezu von Schaden ist. Und wechselweise sind eben diese Berufe für den Unberufenen nur eine Gefahr, weil sie ihn zu Selbsttäuschungen, unfruchtbaren Träumereien und (je nachdem man es ansieht, im besten oder vielmehr schlimmsten Falle) zu Scheinleistungen verführt, die für die Volksgemeinschaft und für das eigene Selbstbewußtsein ohne Wert sind. Der Dichter, der freischaffende Maler und Bildhauer, der Komponist, der Sänger und Schauspieler, der Tänzer und Instrumentalvirtuose gehören zuallererst in diese Gruppe von Berufen, in denen von Rechts wegen nur Berufene und nur Hochleistungen wertvoll sind. Die reine Wissenschaft macht gleiche Ansprüche. Auch der technische Erfinder ist ein wahrhaft Berufener oder — eine Karikatur. Das Training auf sportliche Höchstleistungen, wie sie vom Berufs-Sportsmann erwartet werden, wird auch nur für den wirklich Berufenen sinnvoll; der Amateur ist zu Spitzenleistungen nicht verpflichtet und genötigt, er scheidet für unsere Betrachtung aus, auch wenn selbstverständlich nicht jeder x-beliebige die Goldmedaille des Olympiasiegers auf Rechnung haben kann.

Ja, aber wie erkennt man denn die Berufung? Bekommt der zu berufende Berufene eines Tages ein Briefchen vom Himmel oder trägt er schon von Geburt her ein sichtbares Merkmal seines Berufenseins an sich? Oh, wenn es doch so was gäbe! Oder würden dann vielleicht die Unberufenen mit den großen Rosinen im Kopfe himmlische Anweisungen fälschen und sich Merkmale anschminken, die sie von Natur nicht haben? Es gibt aber in Wahrheit nur ein einziges Zeichen und Merkmal des Berufenseins; das ist die zähe Unbeirrbarkeit. Genie ist Fleiß, hat Goethe einmal gesagt; und ebenfalls von Goethe stammt das Wort, daß sich das Talent in der Stille bilde. Die laute Reklame, das krampfhafte Suchen nach „guten Beziehungen" ist also nicht gerade ein Merkzeichen für's Berufensein. Die Eitelkeit allein, der sehnliche Wunsch, die störrische Ablehnung alles andern machen es auch nicht. Vielleicht ist oft sogar das handgreifliche Ziel zunächst verschwommen oder es wird irrtümlich wo anders gesucht: Goethe, Stifter, Gottfried Keller fühlten sich zu Malern berufen, ehe sie Dichter wurden. Aber der Weg des Berufenen ist selten ein grader, ihm selbst und anderen leichtverständlicher Weg. Er ist oft ein gefährlicher Weg. Nur einer Gefahr erliegt der wahrhaft Berufene kaum: aus seinem Berufensein allzufrüh einen — Beruf zu machen, wie es gerade der Unberufene so gerne möchte. Der Unberufene denkt vor allem an sich, darum sucht er „Beziehungen", Empfehlungen, Hilfe bei Einflußreichen; der wirklich Berufene denkt zuerst an seine Arbeit und ist mit sich selbst nie zufrieden . . . deswegen hat er keine Zeit, sich um die gute Meinung anderer mehr als nötig zu bekümmern. Er bewährt sich und bestätigt seine Berufung durch das, was er tut, nicht so sehr durch das, was er sagt und wünscht.

Die Chemotechnikerin

Der chemischen Industrie sind im deutschen Wirtschaftsleben seit jeher außerordentlich wichtige Aufgaben zugefallen; im Rahmen des Vierjahresplans haben sich diese Aufgaben noch sehr erweitert und vertieft. Die Ersatzbeschaffung für fehlende Rohstoffe, die Indienststellung besserer, ergiebigerer, schnellerer Bearbeitungsmethoden, die gewissenhafte Prüfung und Verwertung aller vorhandenen Rohmaterialien, der Kampf gegen den Verderb wertvoller Güter, das alles nimmt die chemischen Laboratorien heute besonders in Anspruch. Daneben läuft der Industriebetrieb selbst auf vollen Touren. Neue, jugendliche Kräfte werden gebraucht. Die guten Aussichten im Beruf der Chemotechniker gelten nicht zuletzt auch für geeignete Mädel, denn die Chemotechnikerin spielt heute sowohl in den Forschungs- und Untersuchungsbetrieben wie in der Technik selbst eine sehr bedeutende und angesehene Rolle. Allerdings: ein Mädel, das sich diesen Beruf erwählt, darf sich von den augenblicklichen guten Aussichten nicht blenden lassen; ohne wirkliche Neigung und ohne Eignung für die keineswegs leichte Arbeit sind diese Aussichten nämlich nicht da. Wenn das Mädel versagt, hat sie nur Zeit verloren. Denn ihre Aufgaben waren zu verantwortlich und zu wichtig, als daß man sie bei minderwertigen Leistungen und groben Versehen halten könnte.

Der Beruf der Chemotechnikerin verlangt nicht allein gute chemische Kenntnisse, seine Ausübung ist in hohem Maße von Zuverlässigkeit, Wendigkeit und praktischem Geschick abhängig. Die chemotechnische Assistentin der Laboratorien und Untersuchungsinstitute hat eine Fülle peinlich genauer, immer wiederkehrender und also vielfach langweiliger Kleinarbeit zu leisten, auf deren immer gleichbleibende Güte und Genauigkeit viel ankommt. Denn ihre Prüfungsergebnisse sind die Grundlagen für die wissenschaftlichen Arbeiten und die Betriebsberichte ihrer Vorgesetzten. Wer sich also nicht auf seine Assistentin verlassen kann, wird bald nach einer andern Ausschau halten, schon um dem täglichen Aerger zu entgehen.

Die Berufsausbildung der Chemotechnikerin dauert 1½—2 Jahre und vollzieht sich an einer städtischen oder privaten Chemieschule. Hier muß das Mädel seine Eignung in Praxis und Theorie, aber auch charakterlich beweisen. Sie bewährt an der feinen Analysenwaage ihre ruhige Hand, schult bei empfindlichen Farbreaktionen ihr Auge, lernt zuerst einfache, dann zusammengesetztere Rohstoffe und Fabrikate auf ihre Bestandteile und auf ihre technisch wichtigen Eigenschaften untersuchen, sie lernt mit den gebräuchlichsten

Apparaten richtig umgehn und einfachere, oft gebrauchte Apparaturen zusammenbauen. Selbst Glasblasen muß sie können, soweit es im Laboratorium nötig ist. Zu den Unterrichtsfächern der Chemieschulen gehört auch die Mikroskopie, die bei Lebensmittel- und Textiluntersuchungen viel angewandt wird, vielfach auch die Photographie, die in der Industrie und vor allem bei Materialprüfungen ihre hauptsächlichen technischen Anwendungsmöglichkeiten hat. Daneben müssen technisches Zeichnen, die Elemente des Maschinenbaus, Geschäftskunde und Buchführung gelernt werden, denn die künftige technische Assistentin wird sehr oft auch die Sekretärin ihres Chefs sein. Stenographie und Schreibmaschinenschreiben wird ihr also auf jeden Fall sehr nützlich sein, obwohl es nicht in den ohnehin reichlichen Lehrplan der Chemieschule gehört. Denn die Schule hat ja nicht allein praktisches Können in den verschiedenen Arten der Analyse und in der Herstellung von Präparaten zu lehren, sondern auch erst die Kenntnisgrundlagen in den chemischen Wissenschaften und in der Physik zu geben. Das Mädel soll (sonst wird sie keine gute Mitarbeiterin und Gehilfin werden) nicht nur wissen und geübt haben, *wie* man's macht, sie soll auch wissen, *was* sie tut und *warum* sie's tut. Und immer wieder muß sie es üben und nochmals üben, was sie dann in ihrem Beruf Tag für Tag brauchen wird: zuverlässig und pünktlich zu beobachten, pedantisch und sauber zu arbeiten. Das glücklich bestandene Staatsexamen entläßt sie dann sogleich in die neue Arbeit und die verantwortungsvolle Pflicht. Die Chemotechnikerin findet ihre Anstellung nicht nur in chemischen Fabriken im engeren Sinne; die verschiedensten Industriebetriebe vielmehr bedürfen ihrer. In Seifen- oder Papierfabriken, in Bergbau und Düngerindustrie, bei der Lebensmittelkonservierung und bei der Metallverarbeitung leistet die Chemotechnikerin nötige Hilfsdienste. Auch private Untersuchungslaboratorien und staatliche wie städtische Behörden stellen chemische Assistentinnen ein: die Biologische Reichsanstalt, die medizinischen, geologischen und landwirtschaftlichen Institute, die Gesundheitsämter und Milchprüfungsstellen. Da der Beruf der technischen Assistentin noch im Ausbau begriffen ist, sind die Aussichten auf weitere Arbeitsmöglichkeiten und somit auf ein Anwachsen der freien Stellen, wenigstens für die nächste Zeit, sehr gut. Allerdings, immer wieder sei es gesagt und unterstrichen: nur für geeignete und arbeitsfreudige Kräfte! Man muß die Gedanken schon zusammennehmen in diesem Beruf und auch an schlechten, unruhigen oder sonst belasteten Tagen verläßliche, sichere Arbeit leisten. Ein einziges Versehen, das Vergessen einer Kleinigkeit kann den ganzen Untersuchungsgang gefährden und das Ergebnis in Frage stellen, d. h. die Mühe vieler Stunden, ja vielleicht mehrerer Tage ganz vernichten. Eine zuverlässige, sichere Assistentin dagegen wird sich über ihre Stellung kaum zu beschweren haben. Die Frau eignet sich ja, wenn sie begabt dazu ist und Neigung dazu hat, besonders gut zu so liebevoller Kleinarbeit, wie sie hier hauptsächlich zu leisten ist. Sie wird mit ihrem Einfühlungsvermögen bald begriffen haben, worauf es ihrem Chef vor allem ankommt. Sie wird auch merken, welche Art von Untersuchungen ihr besonders gut liegen, und sie wird dann versuchen, sich eben darin besonders zu vervollkommnen. Da in größeren Betrieben meist mehrere Chemotechnikerinnen nebeneinander arbeiten, ist die Gelegenheit zu kameradschaftlicher Arbeitsteilung vielfach gegeben.

Die Verantwortung für *ihre* Arbeit aber trägt jedes Mädel für sich allein. Daß die Untersuchungsergebnisse an dem ihr anvertrauten Material stimmen und so genau als erreichbar sind, ist *ihre* Pflicht. Aber dieses Vertrauen, das in sie gesetzt wird, hebt ja auch das Selbstgefühl und das sichere Bewußtsein ihres Könnens. Die Chemotechnikerin ist, was wenige Hilfskräfte sonst sind, eine Helferin mit großer eigener Verantwortung, die ihr niemand, auch ihr Chef nicht, abnehmen kann, auch wenn er offiziell die Verantwortung vor dem Betriebsführer und nach außen trägt. Aber er muß sich unbedingt auf seine Assistentin verlassen können, sonst geht es nicht. Das schafft bald eine Vertrauensstellung, umsomehr, wenn die technische Assistentin, wie schon angedeutet, zur Sekretärin ihres Vorgesetzten wird. Wenn sie die Grundfertigkeiten einer Sekretärin nebenbei beherrscht, wird ihr das Diktat eines Analysenprotokolls, eines technischen Berichts und dergleichen natürlich leichter fallen als einer gelernten Stenotypistin ohne diese Fachkenntnisse, die über die vielen Fachausdrücke und über die manchmal für die Laienzunge fast unaussprechlichen chemischen Namen immerfort stolpert.

Leicht ist die Arbeit der Chemotechnikerin nicht. Sie muß eine feste Gesundheit haben. Das viele Stehen strengt an, und die Müdigkeit darf auf die Genauigkeit eines Untersuchungsresultats keinen Einfluß gewinnen. Wer nicht genau und sauber zu arbeiten gelernt hat, wem die Ordnung nicht zur zweiten Natur geworden ist, sollte diesen Beruf trotz allen Verlockungen nicht ergreifen, es wird dann nur Enttäuschungen geben. Für „geniale", flüchtige und ungleichmäßige Charakteranlagen ist der Beruf der Chemotechnikerin kein Arbeitsfeld. Ruhige, gleichmäßige und doch nicht phlegmatische Menschen mit guter Beobachtungsgabe und sicherer Hand werden hier, wenn eine Neigung zu dieser Tätigkeit ihnen hilft, wertvolle und immer geschätzte Mitarbeit leisten können.

Erika.

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?

Die Volkspflegerin 1/1935
Die ländliche Haushaltspflegerin 2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin 4/1935
Die Krankenpflegerin 7/1935
Die Säuglings- u. Kleinkinderpflegerin 3/1935
Die braune Schwester 2/1937
Die Krankenschwester 9/1937
Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin) 1/1935
Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen 13/1937
Die Kinderpflege- u. Haushaltsgehilfin 3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin).... 2/1935
Die Koloniallandwirtin 2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau) 2/1935
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltschule 13/1937
Hauswirtschaftliche Berufe 10/1937
Die Kükenmutter 9/1936
Die Frau am Bienenstand 10/1936
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung 3/1936
Die Gymnastiklehrerin 3/1937
Die Gärtnerin 6/1935
Die Fotografin 1/1936
Die Graphikerin 6/1937
Die Bibliothekarin 2/1936
Die Apothekerin 6/1936
Die Verkäuferin 4/1936
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin 5/1935
Die soziale Betriebsarbeiterin 5/1936
Die Schneiderin 1/1937
An der Nähmaschine 5/1937
Das Mädel im Arbeitsdienst 7/1936
Lagerführerin im Arbeitsdienst 8/1937
Wir gehen ins Büro 8/1936
Frauen in der Lederwarenindustrie .. 11/1936
In der Werklehrerbildungsanstalt 12/1936
Gehilfinnen des Osterhasen 7/1937
Das Fräulein vom Amt 11/1937

Was könnte unser Junge werden?

Der Bauer (praktischer Landwirt, Melker, Gartenbauer) 1/1935
Der Koloniallandwirt 1/1936
Der Gärtner 8/1937
Der Führer im Arbeitsdienst 4/1935
Der Förster 2/1935
Der Volksschullehrer 7/1937
Der Bildhauer 6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer) 7/1935
Der Drogist 2/1936
Der Huf- und Wagenschmied 3/1936
Der Kupferschmied 3/1936
Der Schuhmacher 4/1936
Der Schneider 4/1936
Der Schornsteinfeger 5/1936
Der Kellner 8/1936
Der Fleischer 9/1936
Der Koch 10/1936
Der Bäcker 12/1936
Der Konditor 4/1937
Der Maler und Lackierer 6/1937
Der Bierbrauer 13/1937
Der Bibliothekar 2/1937
Der Bildberichterstatter 7/1936
Der Uhrmacher 11/1936
Der Bankbeamte 5/1937
Der Berufsfahrer 1/1937
Der Elektriker 3/1937
Der Musiker 9/1937
Der Reichsbahnlehrling 10/1937
Der Chemiker 11/1937
Der Arzt 12/1937
Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost 6/1936
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine? 3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine? 5/1935
Wie wird mein Junge Landjahrführer? 4/1936
Berufe, die es gar nicht gibt 11/1936

verboten ist, vom 16. auf das 17. Lebensjahr erhöht wird. Jugendlichen Personen ist vor vollendetem 17. Lebensjahr der Zutritt zu öffentlichen Tanzvergnügungen und die Teilnahme am Tanz verboten. Der Aufenthalt im Tanzraum und auf den Vorplätzen oder Zugängen zu den Sälen ist den Jugendlichen bis 20 Uhr gestattet, wenn sie sich in Begleitung ihrer Eltern oder sonstigen Erziehungsberechtigten befinden. Unter den gleichen Voraussetzungen können Jugendliche am Tanz bei nichtöffentlichen Tanzvergnügungen, die von Vereinen abgehalten werden, teilnehmen. Die Bestimmung findet keine Anwendung bei Tanzveranstaltungen, die am 1. Mai und am Erntefest abgehalten werden, ferner bei Gemeinschaftsabenden, die in Verfolgung kulturpolitischer Zwecke der Pflege des Volkstanzes dienen. Ob eine Veranstaltung einen solchen Charakter trägt, entscheidet der Landeskulturwalter oder die von ihm beauftragte Sachverständigenstelle für Kunstpflege. Das Aufspielen zum Tanz kann Personen unter 17 Jahren durch die Ortspolizei gestattet werden.

Geschenksparbücher für die ABC-Schützen

Im Eifelkreis Schleiden wurde auf allen Schulen das Schulsparen eingeführt. Allen Schulneulingen wurde zum Schulbeginn ein Geschenksparbuch überreicht. Diese Maßnahme wird nicht nur erzieherisch, sondern auch volkswirtschaftlich in begrüßenswerter Weise wirken. Im übrigen zeigen die Jahresabschlüsse der einzelnen Geldinstitute in der Eifel überall ein starkes Anwachsen der Spareinlagen, ein Beweis dafür, daß auch in der Landwirtschaft der Eifel die allgemeine Besserung der Wirtschaftslage sich zeigt.

Patenfriedhof der schlesischen Schuljugend

Die schlesische Schuljugend übernimmt die Gedenkstätte Tolmein am Isonzo, wo zumeist Schlesier ruhen, als Patenfriedhof. Jede Schulklasse wird zu diesem Zweck Mitglied des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge und bringt jährlich einen Betrag von mindestens zwei Reichsmark auf. Die Gedenkstätte wird auf dem Höhenzug parallel zum Isonzo errichtet und aus einer Ehrenhalle mit den Namen der Gefallenen und einem Glockenturm bestehen.

Ein großes Hallo . . .

Mein erster Eindruck vom Alltagsleben war bisher meist unerfreulich. Da stand man am frühen Morgen und wartete auf die Straßenbahn, verschlafen, mürrisch, ungeduldig, daneben standen andere Wartende in derselben Verfassung, jeder ärgerte sich über das Warten, über die Straßenbahn, über den andern, der ihm vielleicht den letzten Sitzplatz wegschnappen würde. Wie gesagt, es war keine reine Freude.

Seit ein paar Tagen hat sich das geändert. Da wurde vor kurzem am Lichtmast neben der Haltestelle ein Blechkästchen angebracht und danebengeschrieben, daß hier Altstoffe gesammelt würden, man solle Tuben und andere schöne Sachen hineintun.

Am ersten Morgen umstanden wir Wartenden das Kästchen und schauten hinein, manche lachten, und unversehens kamen wir darüber ins Gespräch. Einer meinte, das wäre Quatsch — kein Mensch würde da etwas hineintun. Worauf ein anderer sich ereiferte und die gegenteilige Ansicht vertrat.

An den nächsten Tagen wurde es nun vergnüglich. Jeder, der kam, guckte erst einmal in das Kästchen, mancher tat auch etwas hinein, und alle gaben zumindest mündlich ihren Senf dazu. Schließlich packte uns alle der Ehrgeiz. Denn wenn einer etwas hineintat, dann gab es stets ein großes Hallo, und diesen Ruhm wollte nun jeder öfter haben.

Ich habe die andern im Verdacht, daß sie sich täglich mit Rasierkrem baden und Zahnpasta zum Frühstück essen. So viel Tuben stecken die immer in das Kästchen. Aber nun stehen wir nicht mehr mürrisch, ungeduldig und unbeteiligt nebeneinander. Wir sind uns nicht mehr im Wege.

Ras.

Ausbildung von Kindergärtnerinnen

Die Ausbildung als Kindergärtnerin oder Hortnerin dauert zwei Jahre. Für die Aufnahme in den Seminaren sind folgende Bedingungen zu erfüllen:

a) Vollendetes 18. Lebensjahr.

b) Schlußzeugnis eines Lyzeums oder einer anerkannten Mittelschule bezw. der Nachweis einer gleichwertigen Bildung (schulwissenschaftliche Prüfung für sozialpädagogische Seminare).

c) Hauswirtschaftliche Vorbildung: Frauen- oder Haushaltschulle oder Betätigung in der Familie.

d) Nachweis der Zugehörigkeit zum BDM. oder zur NS.-Frauenschaft oder der Ableistung des Frauenarbeitsdienstes (vielleicht nach Abschluß der Ausbildung abzuleisten).

e) Aerztliches Gesundheitszeugnis.

Für die Ausbildung als Jugendleiterin gilt sinngemäß dasselbe. Sie baut auf der Ausbildung als Kindergärtnerin und Hortnerin auf. Nach dreijähriger praktischer Bewährung als Kindergärtnerin oder Hortnerin kann die Ausbildung als Jugendleiterin in einem Jahr erfolgen.

Zurzeit bestehen folgende NSV.-Seminare für Kindergärtnerinnen:

1. Das Reichsseminar der NS.-Volkswohlfahrt, Steinatal bei Ziegenhain, Bezirk Kassel. Ausbildung als Kindergärtnerin und Hortnerin.

2. Die Maria-Keller-Schule, Soziale Frauenschule der NS.-Volkswohlfahrt, Thale am Harz.

3. Das sozialpädagogische Seminar der NS.-Volkswohlfahrt, Königsberg i. Ostpr. Ausbildungslehrgang für Jugendleiterin, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen.

4. Die nationalsozialistische Frauenschule für Volkspflege, Stettin, Kaiser-Wilhelm-Str. 4. Ausbildungslehrgang für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen.

5. Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen-Seminar Radawitz, Kr. Flatow, Gau Kurmark.

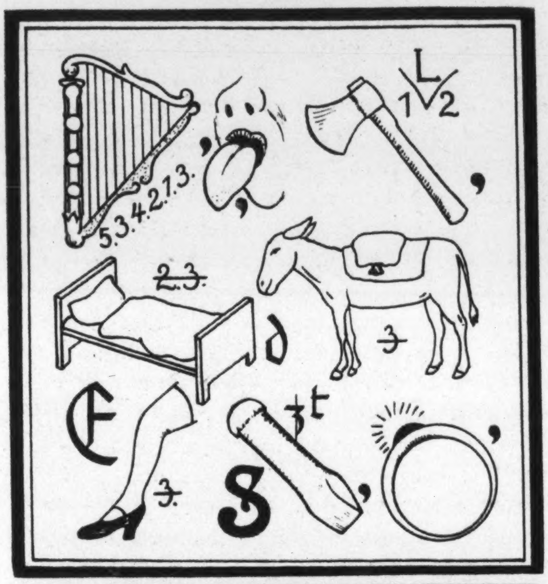
6. Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen-Seminar der NS.-Volkswohlfahrt in Schwerin i. Meckl.

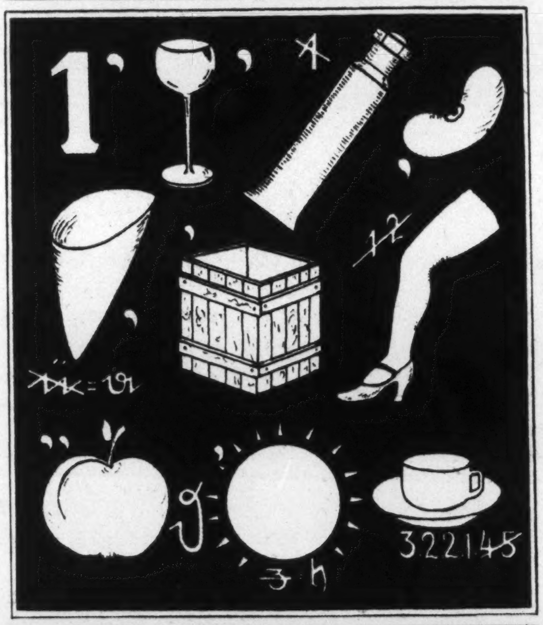
Die Aufnahme erfolgt im April/Mai jeden Jahres unter günstigen finanziellen Bedingungen. Nähere Auskunft erteilen die zuständigen Gauamtsleitungen der NSV. und die Seminare selbst. In den ersten Dienstjahren werden die Kindergärtnerinnen auf Privatdienstvertrag beschäftigt. Es besteht die Möglichkeit auf Uebernahme als städtische Beamtin, falls Planstellen eingerichtet sind.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Kurzweil am Feierabend

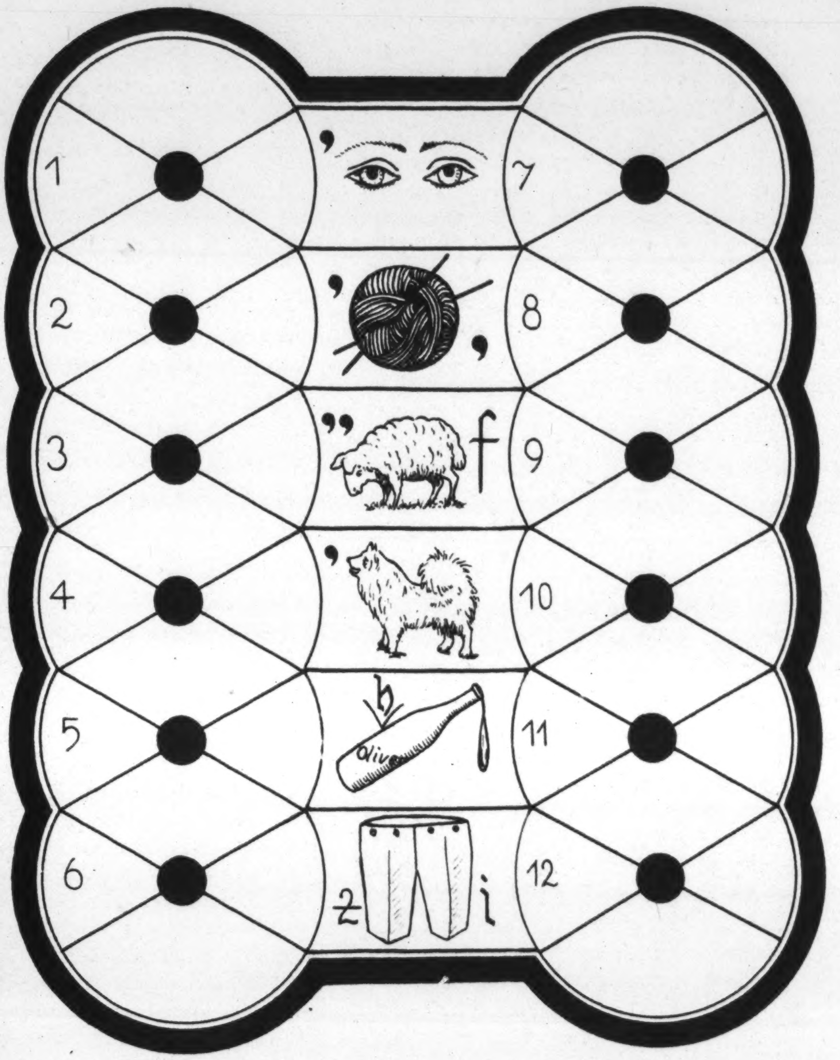
Bilder-Rätsel





Ergänzungs-Bilderrätsel

(Nachahmung verboten!)



Um die Punkte sind Wörter zu je vier Buchstaben einzusetzen. Die Wörter beginnen bei den Ziffern und werden rechtsherum eingetragen. In beiden Wortreihen ist der Endbuchstabe des einen Wortes zweiter Buchstabe des folgenden. Werden hernach die nach der Mitte zu liegenden Buchstaben mit den aus den Bildern sich ergebenden Buchstaben im Zusammenhang von links nach rechts gelesen, so ergibt sich ein Wort von Arnim.

Bedeutung der Wörter: 1. schwimmendes Seezeichen, 2. Weinernte, 3. Rückstände der Teerdestillation, 4. Großmutter, 5. Anrede, 6. um die Entwicklung des Funkwesens verdienter Ingenieur, 7. bedeckter Abzugsgraben, 8. starker Strick, 9. altes Längenmaß, 10. Tierkleid, 11. weibl. Vorname, 12. reizempfindl. Körperorgan

★

Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — a — a —aus — bruch — bu — bus — but — chal — dä — dam — di — die — drei — e — eck — ei — ein — gall — gar — ge — hi — im — kra — land — land — lapp — ler — leut — li — mei — men — mi — nä — nach — nant — ne — nim — now — nus — or — pen — ri — ro — schei — so — ße — ta — tau — tes — ti — ster — sto — u — um — ve — weis — weszen sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von Hitler ergeben (ch und ck sind je ein Buchstabe).

Bedeutung der Wörter: 1. Insekt (Mehrzahl), 2. Holzstoß, 3. Vorhang, 4. Offiziersrangstufe, 5. amtl. Schriftstück, 6. schweizer Kanton, 7. besonders geformtes Fensterglas, 8. Schwiegersohn, 9. Singvogel, 10. Blutgefäß, 11. Heiligenschein, 12. geometrische Figur, 13. der 7. Sonntag vor Ostern, 14. drucktechnischer Ausdruck, 15. Teil des Rhein. Schiefergebirges, 16. griech. Philosoph, 17. biblisches Land, 18. Nördlicher Teil Skandinaviens, 19. Herbstblume, 20. Schweizer Musiker (Freut euch des Lebens), 21. pommersche Ostseebäder, 22. Hautflügler (Mehrzahl), 23. Verlust, 24. Sagenheld.

Aufnahme: Atlantic-Photo